MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80037-12

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

GOLDSCHMIDT, ALFONS

TITLE:

MOSKAU 1920,
TAGEBUCHBLATTER ...

PLACE:

BERLIN

DATE:

1920

Master Negative #

91-80037-12

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

947M85
G572

Goldschmidt, Alfons, 1879– 1940.
Moskau 1920; tagebuchblätter von dr. Alfons Goldschmidt. ~~1.–10. tausend.~~ Berlin, E. Rowohlt, 1920.
130 p. 20½cm.

1. Moscow—Descr. I. Title.

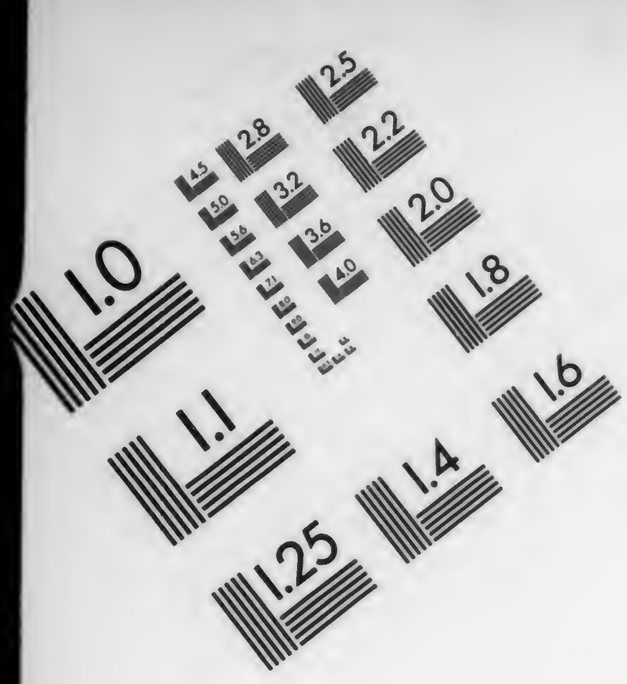
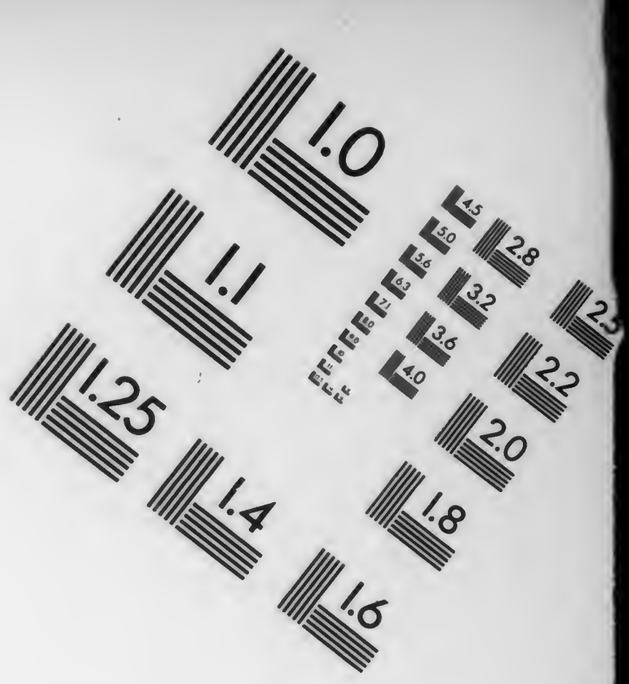
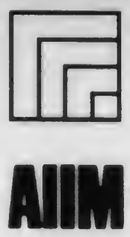
33-34431

Library of Congress DK601.G6 914.73

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

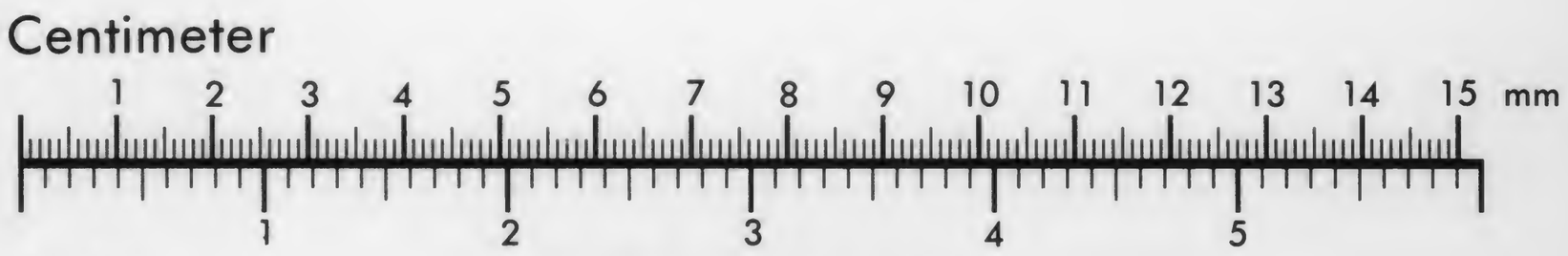
FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 5-14-91 INITIALS M.B.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

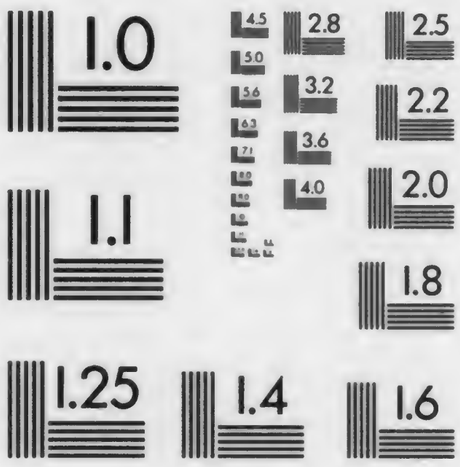
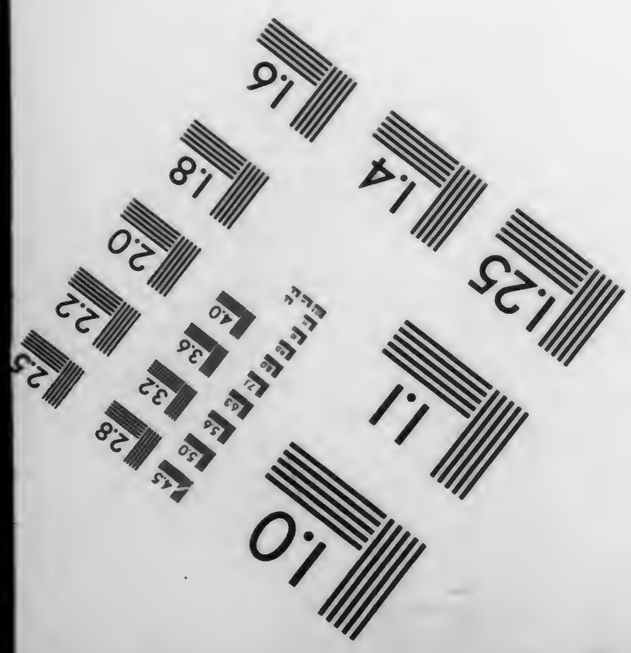
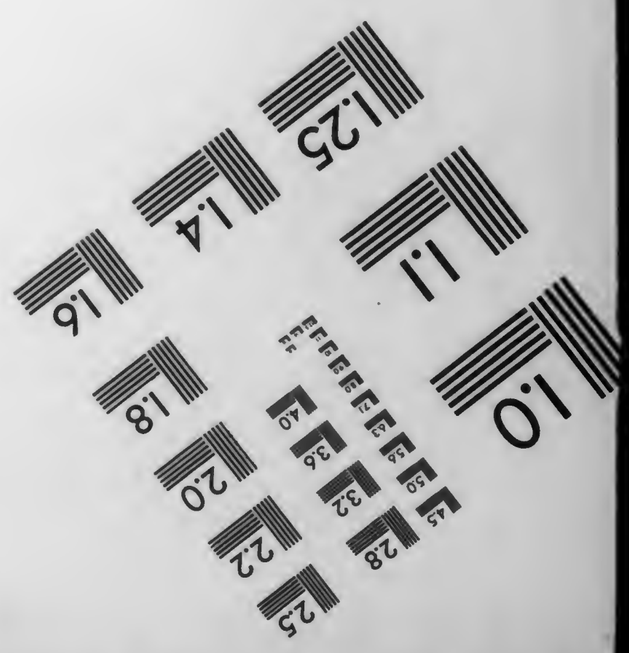




Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

MOSKAU
1 * 9 * 2 * 0

TAGEBUCHBLÄTTER VON

DR. ALFONS GOLDSCHMIDT

ERNST ROWOHLT VERLAG

BERLIN W 35

D572
D47M85
1920G

947M85 G572

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

The
Nathaniel Currier Fund
for the
increase of the Library
Established 1908

MOSKAU 1920

TAGEBUCHBLÄTTER

VON

Dr. ALFONS GOLDSCHMIDT

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

1.—10. TAUSEND

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN 1920

21-8460

MEINER FRAU

947M85
G572

Copyright 1920 by Ernst Rowohlt Verlag, Berlin
Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

G.S.P.

VORWORT.

Diese Blätter wurden auf der Reise nach Moskau, in Moskau und auf der Rückreise nach Deutschland vorbereitet. Es war, nach schwerer Arbeit des Wissenschaftlers, Abladung aufgestapelter Betrachtungen. Es war Verbrämung, Buntbeleuchtung des größeren Werkes, es war anekdotische Anfeuerung in heftigen Geburtszeiten. Die Skizze eines Gewaltigen sollte entworfen werden. Ich brauchte Stricheleien, um nicht zu ermüden. Diese kleinen Zeichnungen, zwar separat veröffentlicht, gehören doch zur wissenschaftlichen Arbeit. Sie sind Arabesken dieser Arbeit, aber sie sind organisch mit ihr verbunden. Immer haben sie Zusammenhang, latenten oder sichtbaren, mit den Mühen um die Durchdringung der ökonomischen Revolution Sowjetrußlands. Ein Berg muß bewachsen sein, sonst wirkt er unmotiviert und schroff.

Neckarsteinach, Ende Juni 1920.

DAS SCHIFF.

Ein Schiff in Revolutionszeiten ist kein gewöhnliches Schiff. Es ist kein Friedensschiff, auf das man sich ohne Vorhersorgen begibt, auf dem man ohne besondere Beunruhigung den Tag lebt, Meer und Küsten genießt und die Hafenfreude erwartet.

Es ist nicht leicht, ein Schiff, insonderheit ein Schiff nach Osten, zu betreten. Es gibt da nämlich eine Paßkontrolle und eine Zollkontrolle, und wenn man nicht aalgeschwind, tarnkappig, mit sämtlichen Revolutionswässern gewaschen ist, so kommt man nicht herum um die Kontrolle. Da sitzen Argusse, die nach Konterbande jeder Art schielen und Röntgenaugen haben. Vor diesen Argussen schon gibt es Siebereien, Fegefeuer. Beispielsweise Polizeiministerien, die den nach Moskau Gerichteten eifrig beschnüffeln und den Sichtvermerk nicht genehmigen, ehe ein Vaterlandsinteresse erwiesen zu sein scheint.

Nun ist man auf dem Schiff, d. h. man ist nicht etwa nur in Salzluft, nur von Teerdüften und Ölgerüchen umgeben. Auf jedem Schiff, das in Revolutionszeiten fährt, herrscht Pest. Spionagepest, Spitzelpest, ekle Beriechungspest. Dicke Dünste sind da, Modrigkeiten, verstohlene Hakenpfeilblicke, Schleichereien um das Gepäck, die Kabine. Die ganze Welt ist verpestet. Auf einem Schiffe, das in Revolutionszeiten fährt, ist konzentrierte Pest, verdicktes Mißtrauen.

Und alle Schichtungen, alle Gesinnungs- und Vermögensstaffelungen, alle Klassifizierungen, Reichtümer, Flüchte, Gescheitheiten und Dummheiten, die die Revolution geschaffen, sind vorhanden. Neue Güter aus

Valutaspekulationen, Emigrantenelend bei Hagelschauer und Eiskälte auf Deck, bleiche Aufopferung für ein großes Ziel und fettes Begießen abgestandener Geltungen.

Bald hatte ich das Revolutionsbabel gesichtet. Da war ein Tisch mit Abgespülten aus Sowjetrußland, die sich wieder anspülten, da sie von den Randländern Segen und Ruhe erwarteten. Ein früherer Zarenoberst: mit charakterlosem Tolstoibart, Eikopf und einem unerhörten Appetit auf Kognak. Er bewies eine jongleurhafte Arbitragekunst und warf die Devisenkurse umher wie ein Zirkusmann die Bälle. Ihm gegenüber ein Zarenleutnant, noch mit der ganzen Verbeugungsschnellkraft, der Ladestockigkeit und der Monokelhaftigkeit der alten Zeit. Neben beiden eine sealumwärmte Russin mit Brillantentropfgehängen an den Ohren und auf der Brust. Dann zwei Randstaatenschieber, Güterzwischenträger, Provisionisten üblen Kalibers.

Auf diesem Tisch wurden die Kognak- und Rotweinbatterien fortwährend gelichtet und völlig aufgerieben. Hier war baltische Wut gegen Sowjetrußland mit Schnapsbefeuerung und Valutatrost. Während draußen kleine Flüchtlingskinder froren, zerknitterte Juden und heimkehrende Kriegsgefangene sich nach ruhigem Zwischenhandel und nach der Mutter sehnten, wurde an diesem Tisch mit einem Elend geprunkt, das keines war. Der Jammer wurde in Kognak und Rotwein ersäuft und war dann Freude. Die Gesinnung wankte und wurde nur gestützt von der Hoffnung auf eine günstige Valutaentwicklung. Immer wird man in der Welt, an den Küsten der Zielbewußtheit und der beginnenden energischen Sauberkeiten solches Spülicht finden. Es war um Christus, es war um die große französische Revolution, es war um die amerikanische Sklavenbefreiung, es wird immer um alle beginnenden energischen Sauberkeiten sein.

Welches Glück, von diesem Gallert, von dieser schmutzigen Trunkenheit sich an die See und ferne Küsten zu wenden. Welches Glück, unter Gotland, unter Öland zu schaukeln. Welches doppelte Glück,

zwölf Stunden oder mehr durch die finnischen Schärenstraßen zu fahren. Durch diesen unsagbaren Wundergarten mit glattsteinernen Spielzeugen, mit Vulkangaukeleien. Mit Liliputinseln, sauberen Rothäuschen, Leuchtfeuerchen, blütenweißen Signalsteinen darauf, liebliche Bootshäfen an den Fransen. Alle Gestaltungen siehst du: Kränze mit Wasser drinnen, Riesenschildkröten, lauernde Alligatoren. Im April noch schneebetupfte zierliche Archipele, ganz nahe Robinsonaden, und dazwischen ein Zickzack, in Plötzlichkeiten sich biegendes, überraschungseckiges, stilles, gottseliges, möwenüberflattertes Wasser. Bis Hangö dauert dieses Wunder. Bis der Riesenkerl, der Robbentyp, der finnische Lotse mit dem Seehundsschnurrbart vom Schiff klettert und nach einer der Inseln gerudert wird, die Hangö wie Kastelle umlagern.

Von hier an wieder wird es gefährlich, wie es gefährlich war vor dem Eintritt in das Schärenwunder. Denn hier sind Minenfronten, große Minenfelder noch, ganze explosive Seuchengebiete. Alle Augenblicke muß der erste Offizier peilen, damit wir nicht auf ein Biest laufen, das uns in die Luft spuckt. Oktober 1918 ging der Krieg zu Ende, und heute noch lauern diese Scheusale, ein blaues Wasserkissen über sich, eine schweflige Meuchelgesellschaft. Weshalb bringt man das Luderzeug nicht weg? Wer hat das Recht, diesen Tod noch auf der Lauer zu lassen? Hie und da reißt sich eine Sprengkapsel los und treibt schüttelnd durch die See. Eine kam bis auf zwanzig Meter an unser Schiff heran, ein speibereites, furchtbares, rostiges Eisenhaupt, das unser Kapitän anzuknallen versuchte, damit es sich unschädlich spie. Aber es gelang ihm nicht. Die Pest schüttelte weiter. Sie ist ungefährlich, wenn sie auf sonnbestrahltem Quecksilber schüttelt. Denn dann sieht man sie kilometerweit. Aber wenn sie im Sturmwetter, unter Nebeldeckung heranschüttelt, birst das Schiff.

Unser Kapitän war ein vorsichtiger Mann. Er fuhr sozusagen mit dem Zirkel durch die offizielle Minenkarte und ließ das Schiff im Nebel zu Anker. So kam der

Dampfer mit trocken gebliebener Salzfracht und all seinen Schichtungen, Heterogenitäten, Opferbereitschaften, Gemeinheiten, Sehnsüchten, Valutahalunken, mit starken Schinken- und Wurstresten und mit sonstigen Lieblichkeiten nach Helsingfors. An Sveaborgs gegen Sowjetrußland gerichteter Bestückung vorbei, in das stille, inselunterbrochene, villen- und parkbelebte Becken, das die saubere, moderne, von elektrischen Wagen, Automobilen und ländlichen Zweiräderkarren durchsauste Stadt umrandet. Eine Stadt, die unerhörte Furchtbarkeiten sah, Schreckenstage von Ausrottungscharakter. Blutige Heroismen um die neue Zeit, auch in diesem Lande der Riesenwälder und der fast verlorenen Küsten. Eine Stadt, die ich nicht betreten durfte, die aber um den Hafen herum ohne Physiognomie ist. Weiter nichts als Kirchen, Menschenkarawansereien, Zollhallen, Banken und Läden. Sauber ist die Stadt. Weniger gesinnungssauber als straßensauber und hautsauber, denn in Finnland badet auch der letzte Bauer mindestens einmal in der Woche.

Die Fahrt von Helsingfors nach Reval ging durch blaubewegte See. An einem knallroten Leuchtschiff vorbei, um das noch Eis trieb und schneeweißer Wellenschaum. Wieder durch eine enge Straße zwischen Minenketten und ohne Seezeichen. Diese Luderwirtschaft muß endlich aufhören. Endlich muß die See wieder ihre Wegweiser haben und befreit werden von der Kapselpest. Gibt es denn keine Organisation, die diese Arbeit schnell erledigt? Es ist eine schwere Arbeit, eine lebensgefährliche Arbeit. Man schneidet mit weithinreichender Schere die Minenketten durch und sprengt dann die Biester in die Luft. Mancher ging schon drauf dabei, manches Hirn schon wurde erschüttert, aber manche Mine droht noch, deren Sprengung gemeldet wird. Denn auch hierbei wird gemogelt, wie bei allem in der Welt.

Herrlicher von See aus liegt keine Stadt als Reval. Mit Inseln davor, mit Promenaden am Strand, mit einem zierlichen Hafen, mit ragenden Kirchenspitzen, sehr weithin sichtbar, blau bespült. Herrlicher noch als

das weiße Algier. Viel herrlicher ist das Bild dieser Stadt von See aus als das Leben dieser Stadt. Denn diese Stadt ist eine Groteske und ein Pfuhl. Diese Stadt hat wundervolle Mauergänge, Kuppeln, Spazierwege und Büfetts. Aber sie ist jetzt eine Groteske und ein Pfuhl.

GRENZEN.

Früher, vor dem Kriege, waren Grenzen auch Grenzen. Es gab früher auch Zollbeamte, Bestechungen, Polizeispitzel und dergleichen Annehmlichkeiten. Es waren nationalistische Abgrenzungen, kitzlige Bänder um Staaten. Aber es waren doch keine Mißtrauigkeiten wie heute. Es war doch noch Freude an den Grenzen, ein nur schwach beäugtes Hinüber und Herüber. Es gab Touristenfreude an den Grenzen, lautes Händeschütteln, ungeschminkte Wiedersehensinnigkeit. Es war eine geölte Diffusion, die gewohnheitsmäßig glatt abging. Heute ist das anders.

Heute ist die Grenze viel mehr als früher Schmuggelanreiz, Korruptionskordon. Sie ist mauerhohes Mißtrauen und ein provozierender nationalistischer Größenwahn. Besonders die Grenze des neuen Kleinstaates, die Umgürtung der sogenannten Völkerselbstbestimmung. Hier ist tatsächlich ein blühender Wahnsinn, eine Strammheit, die schon völlig von der Lebensnot erschüttert und unterwühlt ist.

Von Händereichen, würdigem Selbstbewußtsein, vom neuen Herkunftsstolz, den der Völkerbund proklamiert, merkst du nichts. Legt das Schiff am Kai von Helsingfors an, so erblickst du starrstehende Zollbeamte und auf englisch frisierte finnische Policemen mit dem Londoner Knüttel. Halb leblos ist der Hafen. Er sperrt sich ab. Entgegen tritt dir, willst du das Schiff verlassen, ein komisches Preußentum, das gar nicht zu dieser Pforte der Urwälder, Eisigkeiten und Wasserwelten paßt. Ein komisches Preußentum mit neuen Briefmarken, Flaggen, „eigenen“ Farben auf allen Spitzen und an allen Gelegenheiten, aber beherrscht von fremder Valuta.

Ein komisches Preußentum mit irrsinniger Angst vor Einschleppung politischer Seuchen, mit einer ergebenen Paragraphenstumpfheit, die nur durch Valuta gemildert werden kann.

Angst vor Einschleppung politischer Seuchen und Valuta beherrschen die finnische und estnische Grenze. Man stellt sich nicht zueinander, sondern gegeneinander. Ist die Kaufkraft der finnischen Mark stärker als die der estnischen Mark, so verfaulen estnische Kartoffeln im Hafen von Helsingfors, obwohl Finnland Kartoffelhunger hat. Denn man will nicht dulden, daß die estnische Kartoffel die Kaufkraft der finnischen Mark ausnützt. Lieber läßt man die estnischen Kartoffeln verfaulen. Das ist die Selbstbestimmung der Völker. Das Land hat nun eine von einem fremden Magen dirigierte Valuta, aber es kann seinen Kartoffelhunger nicht stillen. Weil die Selbstbestimmungsregierung mit der Valuta und nicht mit den Kartoffeln operiert.

So viele Schielaugen sah ich nie auf einen Gegenstand gerichtet, wie in Helsingfors finnische Agentenaugen auf unser gutes Schiff. Augen einer Ochrana. Unser gutes Schiff führte mich als Rückkehrenden wieder nach Helsingfors. Da sah ich noch mehr Ochranaaugen auf das Schiff und auf mich gerichtet. Ich war in Sowjetrußland gewesen, und wer in Sowjetrußland gewesen ist, ist für die finnische politische Polizei eine wandelnde Infektion.

An der estnischen Grenze, am Hafen von Reval, ist die Gebärde weniger stramm und die Valutasehnsucht unverhüllter. Der Schmuggel schleicht leichter ans Land als in Helsingfors, und die Angst vor der politischen Verseuchung wird eher vom Obolus gemildert.

Zunächst haben sich die auf sogenannter Selbstbestimmung gebauten Staaten Briefmarken und Flaggen zugelegt. Dann haben sie sich eine Beamtenschaft geschaffen, die nach und nach zum Heeresumfang anschwoll. Es sind das Pensionsorganisationen, neue großartige Gelegenheiten für stolze uniformierte Rentenempfänger. Die kleine Kartoffelrepublik Estland, ohne

eigene Lebensfähigkeit, hat 25 000 Beamte und mindestens 20 000 Soldaten bei ungefähr 1¼ Million Einwohnern. Die fleißigen Bauern, ein etwas durchleuchteter Mongolenschlag, sollen 45 000 Menschen ernähren. Diese Menschen sind geschäftig, aber sie haben nichts zu tun. Als ich am 9. Juni 1920 von Reval abfuhr, waren fünf oder sechs Kabinenpassagiere an Bord, für deren Zollbestrahlung nicht weniger als 12 Beamte aufs Schiff kamen.

Revals Behördenapparat wurde von der deutschbaltischen Armee gegründet und von den Esten beibehalten oder ausgebaut. In jeder Straße findest du ein Amt oder mehrere Ämter. Sie verordnen, aber sie schaffen nichts. Reval ist eine Kolonie des englischen Sterlings. Die Pfundnote gibt den Ton an. Diese Demokratie ist fürchterlich und grotesk. Dieser neue Nationalismus frißt auf, betrügt und macht sich selbst was vor. Er erschießt Idealisten, schikaniert Bessere und gründet in Gemeinschaft mit der Sterlingnote Banken. Minister kommen und gehen in die Bankdirektorien, werden reich und abhängig, während das arbeitende Volk immer ärmer wird und sich nach wahrer Unabhängigkeit sehnt. Alles flüstert, schreit und schleicht nach fremder Valuta, während der schaffende Mann nicht mehr leben kann. Der Hafen ist still, die Industrie ist brüchig. Das Land drängt nach Osten, aber die Beamtenschaft zwinkert nach Westen. Unorganisch ist diese Gründung bis heute. Es ist eine Nabelschnurzerreißung.

Du findest in Reval, was Dein Herz begehrt: Schmalzkinos, herrliche Vorgerichtbüfetts, Äpfel für 3 Estmark das Stück, lauernde Mädchen, Kitschtheater, eine wahnsinnige Steuerpolitik, giftfarbene Briefmarken, westliche Trustprodukte. Anfang Juni 1920 galt die deutsche Mark (die deutsche Mark!) 5 Estmark. Auch ich beging eine Valutaspekulation und kaufte für einen Ramsch leuchtende Felle. Man wird eben vergiftet, ob man will oder nicht.

Reval ist sozusagen das Fenster nach Sowjetrußland. Aber die Beschauer sehen nichts, oder was sie sehen,

sehen sie schief. Von hier gehen die Märchen in die Welt und richten Unheil an. Von hier aus seucht der Nachrichtenbetrug durch die westlichen Länder. Blickimpotente und Tendenzmacher sind hier und melden uns Bosheiten.

Viel Glück schon wäre aufgekommen, wenn nicht Verdummung von der Grenze aus die Erde überschwemmt hätte.

Armeen haben Stäbe, und Stäbe sind ungemein wichtige Institutionen. Grenzdivisionsstäbe insbesondere, mit Generälen an der Spitze, sind heute Weltglückbewacher. Weltglück, das ist sauber konservierte Demokratie. Man konserviert sie, man beschützt sie mit Stacheldrähten, Bajonetten, und paragraphisierten Puppen. Ich erlebte in Narwa ein Hackenzusammenschnucken wie einst im strammsten Preußen. Es gab dort pflaumige Adjutanten mit einer Verbeugungsgrazie, wie einst auf dem kaiserlichen Ball in Berlin. Mit einer Quadratkorrektheit, mit messerklappigen Bewegungen. Endlich sah ich wieder Leutnants, wie sie sein müssen. Leutnants auf Grenzposten, Weltglückbewahrer. Selbstverständlich bewahrten sie das Glück der Welt nicht. Das Unglück geht um sie herum, und stellt man Bajonette an seine Seite, so kneift es aus.

Unsere Lokomotive passierte die Absperrungsliste des estnischen Postens vor Jamburg, den Telephonschrecken am Stacheldraht hin und zurück. Einige Tage wurden wir von jener Glückbewahrungsangst am Zügel gehalten. Aber dann ging es weiter, hin und zurück. Es ging weiter, obwohl ich von einem bajonettstarrenden Soldaten ins deutsche Kriegsgefangenenlager an der stürzenden Narwa geschoben wurde und obwohl zwei bajonettstarrende Soldaten den offiziellen Sowjetwaggon bewachten. Sie starrten sogar gegen das Mitglied des englischen Parlaments Thomas Shaw, also gegen einen freundlichen Mann. Sie starrten gegen den alten Ben Turner, den englischen Textilgewerkschaftler, der so gemütvoll auf dem Coupésofa lag. Auch gegen diese beiden starrten sie. Wie starrten sie erst gegen mich.

Aber ich kam hin und zurück, völlig legal, von Wünschen, Blinzeleien, Mißtrauen, Denunziationen und sonst noch einigen Gemeinheiten begleitet.

So lieblich ist eine Grenze gegen Osten. Ein Vergnügen ist diese Grenze. Doch seid getrost, ihr von euch und von anderen getriebenen Grenzüberschreiter: aus Helsingfors kommt euch Hartwurst und Schinken an Bord, daß die Zunge sich zerspeichelt, und in Narwa könnt ihr euch an demokratischen Schweinskoteletten den Magen verderben.

EISENBAHNFAHRT NACH MOSKAU.

Tausend Leute fragten mich: Wie kommen wir nach Moskau? Heute kann ich ihnen sagen: Es ist nicht einfach, es ist keine Kleinigkeit. Gesiebt werdet ihr, siebenmal gesiebt und dann noch vertraut man euch nicht. Sowjetrußland hat Krieg, seit sechs Jahren Krieg, und man hat dort allerlei erlebt. Auch ich sah eine Internationale in Moskau, die gar nichts mit der Dritten Internationale gemein hatte, sondern ein höchst zweifelhaftes Gemansch war.

Die russischen Grenzen sind Bandwurmgrenzen. Aber wenn du mit allen Gesetzlichkeiten hinein willst, mußt du geprüft und sauber befunden sein. Denn man hat in Sowjetrußland böse Erfahrungen gemacht. In Moskau gab und gibt es noch Menschen, die hanebüchen sind. Den Vordersteven mit Kriegsorden beschlagen, Vorurteilsaugen im Kopfe, Giftspritzer auf der Zunge, durchhecheln sie die Stadt. Andere sind glatter, sie hecheln schweigend. Sie denken gar nicht daran, unvoreingenommen zu sein, mit Objektivitätsblicken zu schauen. Sie kommen nach Moskau als Überlegene, als Olympier. Aber sie schaun nichts, obwohl sie vieles sehen. Ihre Augen sind getrübt und mit getrübten Augen schaut man nichts. Die Sowjetvertretung in Reval hat recht, wenn sie siebt. Der schnelle Draht von Reval nach Moskau schießt Prüfungsströme hin und her, und oft sitzt ein Klopfender Wochen oder Monate vor der

Türe, ehe Tschitscherin sie öffnet. Ist sie aber geöffnet, so ist der Kömmling Gast der Sowjetregierung und fährt im Kurierwagen ungestört, schlafend, essend, durchs Fenster schauend, mit den Waggoninsassen plaudernd, nach Moskau. In einem russischen Waggon erster oder zweiter Klasse, mit russischen Eisenbahnbequemlichkeiten.

Zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer die Stunde erledigt die Lokomotive. Mehr nicht. Schnellzüge verkehren jetzt nicht in Sowjetrußland, und die Personenzuglokomotiven sind holzbefeuert, etwas ältlich, oft atemzögernd. Eile haben sie nicht. Sofort begreift man das schwere Transportproblem, von dessen Lösung die nächste Wirtschaftszukunft Rußlands abhängt.

Der Schienenweg von Jamburg (Grenzstation) nach Moskau ist sauber, aber ausgeleiert. Das Oberbaumaterial ist nicht mehr gesund. Das ist selbstverständlich, und das ist die Hauptnot der russischen Wirtschaft. Die Adern sind verkalkt, sie müssen aufgefrischt werden. Wir beschlossen, von Deutschland aus alles zu tun, um sie aufzufrischen. Schon auf dem Wege nach Moskau beschlossen wir das.

Auch in Estland eilen die Züge nicht. Von Reval bis Narwa fährt man zwölf Stunden. Immer langsam voran, immer langsam voran. In Reval sah ich eine Museumslokomotive in voller Arbeit. Die Berliner Lokomotivfabrik Schwartzkopff hatte sie im Jahre 1871 geliefert. Sie trägt noch den gewölbten Schornsteinschleier und ist sozusagen von einer niedlichen Bauchigkeit. Es ist eine pustende, stöhnende, wichtigtuende Teckellokomotive. Einst gehörte sie wie die Kanonenboote, Handelsschiffe und alles andere Eigentum Estlands zu Rußland. Heute bestimmt sie sich selbst, und sie tut das wie die estnische Beamtenschaft mit schneidendem Ton. Sie ist sozusagen eine Symbollokomotive. Aber sie ist schon verflucht alt. Auch die Selbstbestimmungsidee ist verflucht alt und rostig.

Eine Viertelstunde hinter Narwa (die große Textilmanufaktur lag still) passiert man die Stachelmauer.

Man kann sagen, der Friede lauert an der Grenze und der Krieg schläft noch immer nicht. Der estnische und der rote Posten stehen eine Spannweite, eine Rufweite voneinander. Papiereprüfen, Grüßen hier wie dort, wir sind in Sowjetrußland, in Jamburg.

Hier sind noch die Zeichen von Judenitsch. Die kleine Stadt war Granaten- und Kugelspucknapf. Wenig Leben, heftige Kampfspuren. Zersplitterte Fenster, die Grünkuppel der Kirche zerschmettert. Hinter dem jagenden Fluß ein fast völlig zerstörter Teil. Ich kenne das Bild aus Belgien und Frankreich 1914. Trübsal ist es, verkrusteter Mord, leerblickender Jammer. Als ich Jamburg auf der Rückfahrt passierte, wurde ich mit den Engländern vom Stadtsowjet zum Abendessen eingeladen. Wir aßen und sangen und man bat mich um eine Erinnerung. Ich schrieb schnell ein Albumblatt. Schlecht versifiziert, aber echt gefühlt:

Granaten waren in der Stadt,
Wo die Idee gewütet hat;
Die Fenster sind zerschmissen,
Das Leben scheint zerrissen;
Doch leise grünt schon die Idee
Durch Schutt und Jammer, Blut und Weh.

Bolschewistenarbeit in Jamburg: rote Wachen, in der Nacht verstärkt (ab 1 Uhr nachts kommt keiner ohne Losungswort durch, kommt nicht durch die weiße Nacht auf den Straßen Jamburgs). Viele Propagandaplakate, am Bahnhof und an Häusern. Rote Fahnen. Ein Klub für Mädchen und Knaben. Ein Zeitschriftenstand mit der illustrierten Monatsschrift der Dritten Internationale. Die Apotheke gibt Medikamente nur auf Rezept. Rußland hat wenig Medikamente. Die Zuteilung muß scharf geregelt werden. Mein Magen war verkolkst. Ich ging in die Jamburger Apotheke und forderte Rettung. Aber ich bekam keine Rettung, weil ich kein Rezept hatte. Man begrüßte zwar das deutsche Delegationsmitglied sehr freundlich, aber man gab ihm keine Magenrettung. Es war recht so, denn

ohne Ordnung kann nichts gedeihen (wie man in Deutschland sagt).

Ich vergaß die rote Fahne an der Grenze. Sie flattert, schon zum Rosa abgebleicht, zwischen Granattrichtern an einer dünnen Birkenstange. Sie flattert da seit dem Abschluß des Friedens mit Estland. Sie ist gar nicht wutrot, blutrot, drohrot, sie ist sanftrot, lammrot (wenn es so etwas gäbe). Aber in Jamburg ist die Fahnenfarbe knalliger. Aus dem Sowjethaus trotzt sie und auf dem Bahnhofsgebäude prunkt sie schon. Knalliger auch ist die Farbe auf den Sowjetplakaten. Man bereitet den 1. Mai vor. Aus einem von Petrograd kommenden Zuge werden rote Draperien getragen, Meetingtuche zum Umbändern von Rednertribünen. Schon wird die Bedeutung des 1. Mai von den Mauern gerufen. Die Arbeitsbedeutung dieses Tages. Die Bedeutung dieses 1. Mai ist eine andere als in den kapitalistischen Ländern. In den kapitalistischen Ländern demonstriert das Proletariat den Sozialismus mit Arbeitsruhe, im sozialistischen Rußland mit Arbeitsintensität. Man will den Systemunterschied unterstreichen.

An allen Bahnhöfen rote, bewaffnete Wachen. Oft Truppentransporte. Wenig Gütersendungen. Wieder das Transportproblem. Der Krieg lähmt die Adern. An allen Bahnhöfen Holzstöße. Oft Riesenmengen. Vorbereitung auf den Winter. Man hat von der Not der letzten Schneezeit gelernt. Die Lokomotivbeheizung, der notwendigste Fabrikbrand, der notwendigste Hausbrand müssen bereit sein.

Schon grünt (im April) die Wintersaat. Langgestreckte schmale Äcker, mir Erinnerungen. Wald, Wald, Wald. Kirchen, Kirchen, Kirchen. Zwiebelkuppeln, silberig wie Kinderglück, altgrün, blaßrot, golden (hellgolden, duffgolden, golden in allen Schattierungen). Es wird noch viel gebetet in Rußland. Ich werde davon später erzählen. Millionen wallfahrten noch, Millionen knien noch, Millionen sind noch voll Inbrunst nach dem Himmel.

Wald, Wald, Wald. Dazwischen schmale, saubere

Äcker. Aber sochà-bearbeitet. Die Sochà, der primitive Dornpflug, ist das Kardinalübel der russischen Landwirtschaft. Dieser Pflug wird von Gott geführt. Es gibt Strecken in Rußland, die von bäuerlichen Liliengemütern bewohnt sind. Ihnen ist schon die Sochà eine Sünde gegen Gott. Denn Gott macht alles. Er schuf die Menschen, er gab ihnen Nahrung, weshalb pfuscht man ihm mit dem Pflug ins Handwerk? (Siehe Tolstoi.)

Wald, Wald, Wald. Ungeheure Ausbeutungsmöglichkeiten, schon hier, in diesem nicht sehr gesegneten Gebiet. Viele Villensiedelungen, auch Fabrikorte. Entzückende Datschen, filigrierte Häuschen, braune Holzidyllen unter dem knospenden, grünschleiernden Vorfrühlingstag. Einige Dörfer fast wie abgeflachte Schweizersiedelungen. Aber die Sochà muß weg, die Sochà muß weg.

45 Werst von Petersburg Gatschina. Potsdamähnlichkeiten. Ein Balkon am breitgelagerten Zarinmutterschloß mit roten Fahnen drapiert. Ein Rednerbalkon für den 1. Mai. Bis Gatschina kam Judenitsch. Petrograd war sofort ein Festungsgewimmel, ein einziger Ausfalls- und Verteidigungswille des kampforganisierten Proletariats. Männer und Frauen nahmen das Gewehr. Petrograd starrte angreifend und abwehrend und war nur von einem kleinen konterrevolutionären Offiziertrupp herzbedroht. Auch Sowjetführer nahmen die Flinte. Masin fiel und andere. Frauen kämpften wie germanische Wagenburgbewacherinnen. Judenitsch mußte abziehen. Heute schon ist Legende um diesen Kampf. Ich hörte verschiedene Schilderungen. Alle Schilderer waren stolz auf die Tat.

Petrograd! Wir landen auf dem baltischen Bahnhof. Strickregen. Der Waggon wird stundenlang geschoben, bis er auf dem Nikolaibahnhof steht. Wir schlafen im Wagen. Zwischen einem Panzerzug und einem etwas wildbemalten Propagandazug mit der Aufschrift: „Das Buch gehört dem Volke." Millionen Bücher werden so durch Sowjetrußland geführt und überall verteilt. Propagandaredner, Artisten aller Fächer fahren in plakatierten Eisenbahnzügen durchs Land und spielen,

sprechen, tanzen, singen für den Kommunismus. Der bekannteste Propagandazug ist der Leninzug mit dem lächelnden Diplomatenkopf, mit dem geheimrätlichen Bauernkopf, mit dem gemütvollen revolutionären Feuerkopf Iljitschs (so nennt man ihn kosend) auf den Wänden.

Ich gehe mit dem Delegationshäuptling in die Stadt. Nach all den Tendenzschilderungen bin ich doch erschüttert. Keine Öde, kein Stillstehen, keine Brache. Lebendiges Leben. Gefüllte, nicht sehr überfüllte elektrische Wagen kreisen um den Nikolaibahnhof. Ich sehe die ersten sausenden Sowjetautomobile. Ein Tempo zum Haarsträuben. Militärtempo, Feldzugstempo, Munitionsheranschaffungstempo, Frontergänzungstempo.

Der erste Eindruck: eine Proletarierstadt. Der Arbeiter herrscht. Der Arbeiter beherrscht die Straße, das Leben der Stadt. Wir begehen den Newskiprospekt, die breite Geschäfts- und Glanzstraße des Kaiserreiches. Viele Läden holzvernagelt. Viele Läden noch auf und feilbietend. Aber es ist, man sieht es gleich, ein Ausverkauf des Überflüssigen. Galanteriewaren, Luxuspapiere, Photographien, Bilder, Parfüms usw. Eine kleine Flasche Parfüm 400 Sowjetrubel, eine kleine Talmilederaktentasche 500 Sowjetrubel. Später begriff ich das Geldproblem und wunderte mich nicht mehr.

Der Newskiprospekt gegen zwölf Uhr mittags sehr belebt. Keine Straßenstörungen. An den Ecken Zigaretten- und Kleinkuchenverkäufer, um die der Verkehr rücksichtsvoll biegt. Überall noch alte Firmenschilder gewesener Konditoreien, Tailleurs usw. Den Finanzkritiker interessieren besonders die Bankgebäude. Manche Kritik an der Petersburger Effektenspekulation habe ich in deutschen Handelsblättern verbrochen. Jetzt ist das Gebäude der Petersburger Internationalen Handelsbank, des Hauptfinanzierungskraken Rußlands, leergäugig. Hinter den Scheiben ist nichts mehr. Die russischen Banken haben aufgehört, Banken zu sein. Es gibt nur noch ein Clearing in Moskau: die Staatsbank, die nur eine Notenverteilungszentrale ist, mit Verteilungsfilialen im Lande.

Vorbereitungen auf den 1. Mai. In Petrograd doppelt eifrig betrieben. Rot, rot, rot. Auf dem Prospekt Truppen, und hie und da Gruppen, von bewaffneten Frauen geführt. Auch Bürgerliche in der Menge. Trübe, Geschlagene, leicht Befußte, Eingefügte, sogar Fröhliche. Von Terror, Plünderungen, tendenzgemeldeten Leichen, Seuchenschleichen, Schnellsterben auf der Straße keine Spur. Die Straße ist glanzabgebaut, aber sauber. Holzzermürbt, aber sauber. Es wird gefegt, Droschken fahren, Automobile rasen, Menschen gehen ungestört. Man sang mir überall in Rußland das Lob Sinowjews, des Rationierers, des Organisators von Petrograd. Ich sage, was ich sah. Nicht mehr, nicht weniger.

Man fährt von Petrograd nach Moskau 23 Stunden. Die Waggonklassen sind noch da, aber die Klassifizierung der Menschen nach dem Eisenbahnportemonnaie ist verschwunden. Für alle Abteile gilt derselbe Fahrpreis. Man soll nur auf Fahrtanweisung reisen (Rationierung, Transportproblem). Aber man reist nicht nur auf Fahrtanweisung. Viele reisen als blinde Passagiere. Man droht zwar mit Strafen, aber die Drohung schreckt nicht sehr. Der juristische Abschreckungstheoretiker, der Erziehungstheoretiker aus der Lisztschen Schule würde wenig Freude haben. Das Leben will leben, reisen, die Kommunikation funktioniert gegen alle Drohungen. Die Drohungen sind nicht so schlimm gemeint, wie sie tönen. Die russischen Dekrete sind oft Propagandadekrete und keine Gesetzesdekrete. Jedenfalls fahren die Menschen mit der Eisenbahn, hamstern, besuchen sich, kaufen an den Bahnhöfen Milch für 125 Rubel pro $^1/_4$ Liter, holen heißes Teewasser, sind vergnügt, schwitzen, sind zersorgt, singen, schlafen, alles in der Eisenbahn. Denn der russische Eisenbahnwaggon ist ein fahrendes Haus. Mit allem drin, sogar W. C.

Es geht langsam, doch es geht.

Wenn ihr eichendorffdurchkühlt seid, wenn ihr Sehnsucht nach Waldesbogen habt, nach weißen Birkenstämmen zwischen Tannen, nach Wiesen zwischen Wäldern und nach Sommerhäuschen an braunen Wegen,

fahrt von Petrograd nach Moskau. Das ist eine herrliche Fahrt, eine duftende Fahrt, eine Frühlingsfahrt. Es ist deutscher Waldvers in diesen Gebüschen, auf diesen Hügeln und Wegen. Es ist nicht viel zu sagen von dieser Fahrt. Städte sind da mit Zwiebelkuppelkirchen, Datschengruppen und immer wieder Wald, Wald, Wald. Kein Land der Welt hat so viel Wald wie Rußland (ein Konzessions- und Außenhandelsproblem).

Moskau frißt sich nicht so brutal in die Umgebung hinein wie Petrograd. Petrograd hat kahlgefressene Industriestadtumgebung. Um Moskau grünt die Idylle.

Am 1. Mai, mittags, unter Glanzhimmel, am 1. Mai, dem Proletarierhochtag, dem Weltfesttag, dem roten Tag, landeten wir in Moskau.

DER I. MAI.

Kein Mensch in den Bureaus. Alles an der kommunistischen Samstagsarbeit, an der Maifeierarbeit. Wir warten drei Stunden am Nikolaibahnhof und betrachten die Mädchen, die an der Säuberung des Schienengeländes und an den Waggons lächelnd arbeiten.

Mädchen darunter in Samtkleidern, mit guttuchigen russischen Kopfbedeckungen, mit Handschuhen und mit gepflegten Nägeln. Sie reinigen den Bahnhof von Müll. Es ist keine liebliche Arbeit, aber sie amüsieren sich dabei. Ich beobachte eine Stunde lang fünf Mädels, wunderhübsche, knallbackige darunter. Sie schieben pustend einen müllgefüllten Waggon. Eine, mit roter Blume im schwarzen Haar und rotem Gürtel um die Samttaille. Eine andere fegt Treppe und Vorhof des Bahnhofs. Sie ist pelzumschlungen. Mir kamen allerlei Gedanken, beispielsweise Gedanken an den parfümverpesteten Kurfürstendamm in Berlin. An diese Sodomstraße, diesen Dreckasphalt, auf dem die Weibsen jede Lebensmöglichkeit versauen.

Die kommunistische Samstagsarbeit, die kommunistische Sonntagsarbeit ist mehr eine Erziehungsarbeit, eine Demonstrationsarbeit als eine Leistungsarbeit.

Aber es ist doch eine Gemeinschaftsarbeit und keine Schweinigelei wie auf dem Kurfürstendamm in Berlin. Manchmal ist es auch Leistungsarbeit. Als ich dieselbe Strecke zurückfuhr, sah ich Hunderte von Eisenbahnwaggons mit Lobemblemen. Die Embleme lobten die kommunistische Arbeit, die am 1. Mai an den Waggons getan worden war.

Alle arbeiteten am 1. Mai in Moskau, alle, die nicht betonte Faultiere oder bewußte Saboteure waren. Unser Dolmetscher, der in die Stadt gegangen war, um Wohnungsanweiser zu suchen, erzählte uns, er habe Bucharin als Straßenkehrer gesehen. Lenin fegte am 1. Mai einen Kremlhof sauber. Das sind Demonstrationen, ich weiß es wohl. Aber es gab noch nie zuvor solche Demonstrationen. Es sind eben neue Demonstrationen. Keine der Parfümbesprengten, Verfaulten vom Kurfürstendamm in Berlin würde den Besen in die Hand nehmen oder Müll auch nur mit Handschuhen anfassen. Und es gibt doch so viel Dreck auf dem glatten, saubergefegten, besprengten Asphalt von Berlin.

Wir saßen ungeduldig lange Stunden auf den Stufen der Treppe zum Nikolaigüterschuppen. Eine Fabrikbelegschaft zog vorbei. Sie sang „die rote Fahne", das Lied vom Revolutionssterben, vom Proletariertod, das Lied von der stolzen Opferung. Ich werde von diesem Liede noch erzählen. Jedes Kind in Moskau kennt und singt dieses Lied. Die Belegschaft marschierte mit dem Liede, das Lied marschierte mit den Menschen, die flatternde rote Fahne voran. Soldatenrhythmus, Marschgleichmäßigkeit. Links vorn am Trupp einer, der mit der Hand den Takt angab. Ernste Blicke.

Autos mit roten Sternen am Kühler, roten Fähnchen am Chauffeursitz fuhren vorbei, Meetings zu. Überall, auf Plätzen, den Riesenplätzen Moskaus, in Fabrikhöfen, in Hallen wurden an diesem Tage Meetings abgehalten.

Die Stadt war von Rot überflutet. Rote Fahnen, rote Bänder um weißbetuchte Arme, rote Bahnen an Mauern. Rot, rot, rot. Wir werden im rasenden Lastauto nach einem Sowjethaus transportiert. Kindertrupps

ziehen singend vorbei, sonst aber ist die Stadt still. Denn alles ist bei der Feiertagsarbeit. Erst spät nachmittags beginnt das Fest.

Wir gehen nachmittags zum Deutschen Rat. Der Deutsche Rat ist die Zentrale für die deutschen Kriegsgefangenen, augenblicklich besonders für den Rücktransport dieser Gefangenen in die Heimat. Wir erhalten eine Einladung zur Maifeier des Deutschen Rates im Gebäude der Dritten Internationale.

Der Saal (in dem Graf Mirbach ermordet wurde) ist voll besetzt. Kriegsgefangene und deren aus Rußland geholte Frauen, Gäste und Angestellte des Deutschen Rates warten auf die Vorführung und die Rede der Balabanowa, Sekretärin der Dritten Internationale.

Eine schwarz gekleidete kleine Frau von molliger Gestalt. Graue Fäden im Haar, Stock in der Hand. Sie beginnt sofort zu sprechen, noch atemlos von der schnellen Autofahrt. Leerer Innenblick, etwas flache Begeisterung. Kein Donnerkeil, keine Bombe, kein Florett. An dieser Frau ist alles Herz. Sie erklärt die Bedeutung der Feiertagsarbeit und singt ein Lied, ein hohes Lied auf die sozialistische Menschlichkeit. Sie vertritt in der Dritten Internationale die italienische Partei. Laut lobt sie die Hilfsbereitschaft der italienischen Genossen für Österreich. Die italienischen Genossen reißen die österreichischen Kinder, die verelendeten Kinder, die blutlosen Würmer, die hungergebrechlichen Kleinen, in die Zitronenwärme des Südens. Sie reißen sie hinein, so hilfsbereit sind sie.

Es folgen Tänze und bezügliche Aufführungen. Zwei „lebende Bilder" stellen Proletarier unter Bourgeoisherrschaft und zum Kontrast dieselben Arbeiter als Befreite dar, während der Bourgeois in Ketten am Boden liegt.

Ich sah eine Tänzerin vom Großen Ballett, in Schuhen, aber mit nackten Beinen. Sie tanzte wundervoll, und es war doch kein Nackttanz wie in der Tauentzienstraße in Berlin. Es war ein Tanz mit nackten Beinen, aber kein Nackttanz.

Vom Proletkult merkte ich hier nur wenig. Die Kunst ist in Rußland noch wesentlich Propagandamittel. Später werde ich davon erzählen.

Gegen zwei Uhr nachts, nach heftigen Gesprächen, sanken wir von Eindrucksmüdigkeit durchbleit ins Bett.

DAS SOWJETHOTEL.

Hotels im europäischen Sinne gibt es weder in Petersburg noch in Moskau. Wohl gibt es Gepäckträger und Droschkenkutscher, aber kein Hotelwagen, kein Hausknecht mit Firmamütze wartet vor dem Bahnhof. Ist man von Reval aus angekündigt und hat man Glück dazu, so wartet ein Abholautomobil des Auswärtigen Amtes oder der Dritten Internationale. Ich war zwar angemeldet, aber ich hatte kein Glück. Denn es war der 1. Mai, und am 1. Mai kümmerte sich kein Mensch um uns. Es gab Wichtigeres zu tun.

Es gibt Sowjetgäste, die nach einem Programm behandelt werden, das heißt mit offiziellem Apparat. Die anderen wenden sich an das Auswärtige Amt, dessen Vertreter sehr liebenswürdig sind. Es ist allerdings eine Liebenswürdigkeit russischen Charakters. In Rußland wird vieles versprochen und gewiß nicht alles gehalten. Das ist unter anderen ein Organisationsproblem von größter Bedeutung. Jedenfalls kann das Anpochen, Erinnern an das Zugesagte nichts schaden. Karachán wird nicht böse sein, sondern lächeln, wenn ich behaupte: trotz Anweisung eines Hotels durch das Auswärtige Amt ist schon mal einer in Moskau einen oder mehrere Tage ohne legale Unterkunft und Verpflegung gewesen.

Jedes Hotel bzw. Sowjethaus hat nämlich einen Kommandanten. Der Kommandant ist der Beherrscher des Hotels im Rahmen seiner Befugnisse. Er richtet sich nach den Weisungen des Auswärtigen Amtes oder der Dritten Internationale, die für ihre Gäste über ein sehr schönes Hotel verfügt. Solange der Kommandant nicht die Anweisung hat, den Ankömmling in dem betreffenden Hotel unterzubringen und zu verpflegen,

tut er nichts, und es ist ihm völlig gleichgültig, wie der Gast sich behilft. Ist aber die Anweisung da, so braucht sich der Gast um nichts mehr zu kümmern. Er schläft, ißt und trinkt im Sowjethaus. Seine Wäsche wird gesäubert. Dafür bezahlt der Gast entweder gar nichts oder eine Liliputsumme. Ich mußte, aus Formalgründen, 200 Sowjetrubel pro Tag bezahlen. Das war zur Zeit meines Aufenthaltes in Moskau, in deutscher Reichsmark ausgedrückt, 2—3 Mark.

Aber auch die Anweisung genügt noch nicht. Jeder Fremde muß einen Paß, einen Própusk haben. Sonst kommt er gar nicht in das Hotel hinein. Der Paß wird vom Auswärtigen Amt ausgestellt und gilt für die ganze Stadt. Denn Rußland führt Krieg, und es geht nicht an, daß ungestempelte Leute im Lande sind. Auch der Besucher eines Hotelgastes muß einen Paß vorweisen. Selbst Sowjethotels sind nicht völlig spionagesauber. Daher muß jeder Besucher, Einheimischer oder Fremder, sich ausweisen. Und zwar bei einer Wache, die bewaffnet ist und gewiß nicht zögern würde, einen ungestümen, nicht legitimierten Eindringling zu verhaften.

Die geräumigsten Sowjethäuser Moskaus sind das Metropol, National und Savoy. Sie heißen nicht Hotels, sondern Erstes Sowjethaus, Zweites Sowjethaus usw. Das Vestibül eines solchen Hauses ist noch das alte Hotelvestibül. Sonst jedoch hat es von einem Großstadtvestibül nichts mehr an sich und in sich. Die eleganten Hallensessel, auf denen rauschende Frauen, geschniegelte Offiziere, dicke Provinzkaufleute, Fabrikanten, Touristen usw. saßen, sind verschwunden. Die Spiegel sind blind oder halb erblindet. Ein großer Treppenspiegel im Metropol zeigt noch ein Kugelloch von den Kämpfen um die Macht. Der geschäftige Portier mit seinem Stab existiert nicht mehr, die Galanterie-, Schokoladen- und Zeitungsstände sind nur noch eine Erinnerung, und kein Großfürst mietet Zimmerfluchten. Es geht nüchtern und geschäftsmäßig her. Dafür wird man nicht geneppt, dafür fallen die Trinkgelder weg. Das Zimmer ist sauber, die Verpflegung ist knapp, aber gut (viel Káscha, wenig

Kartoffeln und Fleisch, viel Tee, genügend Brot, etwas Butter).

Selbstverständlich sind die Zimmer der Sowjethäuser noch mit alten Herrlichkeiten ausgestattet. Allerdings verbleichen diese Herrlichkeiten, diese Empiresofas, Plüschstühle, Rokokotischchen, wie die Bourgeoisie verbleicht. Auffrischen konnte man noch nicht, es war auch nicht notwendig. Der Gast muß zufrieden sein. Er kann zufrieden sein. Die Kommandanten, die Zimmermädchen, die Tischbedienung (alles Beamte) sind freundlich und korrekt.

Einige Hotels haben fast auf jedem Zimmer Telephon. Die Zentrale verbindet schnell. Da jeder Gast wichtige Geschäfte hat, da kaum einer zu Bummelzwecken nach Moskau kommt, sind die Telephonmädchen an den Zentralen überbeschäftigt. Die Verbindung funktioniert nicht schlechter als etwa in Berlin.

Den Hauptverkehr hat das Metropol, in dem ein großer Teil der höheren Sowjetbeamten wohnt. Da das Auswärtige Amt in einem Anbau des Metropol untergebracht ist, wohnen die meisten Beamten des Auswärtigen Amtes in diesem Hause. Oft mit ihren Frauen und Kindern. Sie leben dort ihr ganzes Haushaltsleben. Das Metropol war vor der Revolution das vornehmste Hotel Moskaus. Hier feierten die Großfürsten. Es gibt noch einige Schlemmererinnerungen, Orgienreminiszenzen, die allerdings verwittert oder auf andere, bessere Zwecke eingestellt sind. In einem Vergnügungstempel beispielsweise sitzen, so wurde mir gesagt, Großspekulanten ihre Strafe ab.

Die rotbeschlagenen Separees des Metropol, die um den früheren Konzertsaal liegen, mit kleinen Balkonausbuchtungen und Türverschwiegenheiten, sind heute von Sowjetbeamten bewohnt. Der Konzertsaal ist der Sitzungssaal des Zentralexekutivkomitees der Räterepublik. Auf dem Konzertpodium stehen die Redner und sitzen die Versammlungsleiter. An Stelle eines Zigeunerprimas dirigiert jetzt Kalinin, Präsidial-Vorsitzender des Zentralexekutivkomitees. Er dirigiert im

Angesicht von Karl Marx, dessen klobige Büste in einer Nische des Saales aufgestellt ist. Man muß sagen: Verehrt wird Marx, wie er es verdient, aber porträtiert, plastiziert, monumentisiert wird er in Moskau hundsmiserabel.

Die Verpflegung in den Hotels ist zwar gleichmäßig rationiert, aber die Speisen sind nicht gleichmäßig zubereitet. Die Kochkunst spielt auch hier eine Rolle. Kommen Gäste, die gestreichelt werden sollen, die man realpolitisch behandeln will, Gäste, deren Eigenarten man berücksichtigen muß, so wird die Verpflegung erheblich besser. Da war beispielsweise der Fürst eines halbasiatischen Staates, der sich Sowjetrußland anschloß. Um ihn war in Moskau zwar kein Hotelprunk, aber doch Hotelbequemlichkeiten, die anderen Gästen nicht geboten werden. Es war schon etwas Betrieb dabei. Auch die englische Mission, die Mai 1920 in Moskau war, wurde sehr gut verpflegt und bedient. Mit Lachs, Schinken, vielem Fleisch, mit Prachtautos, Bärenführern und dergleichen. Wir konstatierten folgendes Gesetz: Gesinnungs- und Kampfgenossen werden ungefähr behandelt wie die Moskauer, wie eingesessene Russen. Leute, deren Gesinnung noch unzuverlässig ist, werden honigbehandelt. Käme beispielsweise Scheidemann nach Moskau, so würde er vielleicht empfangen wie jener halbasiatische Fürst. Allerdings würde ihm die Wahrheit nicht vorenthalten. Lenin hat den englischen Gewerkschaftsführern einiges gesagt, wovon sie gar nicht entzückt waren. Aber essen könnte Scheidemann in Moskau wie etwa bei Sklarz in Berlin. Also Philipp, mach dich auf nach Moskau und nimm auch Fritz mit, er wird nicht dünner werden.

Unser Delegationshäuptling war mit mir in einer Prachtvilla untergebracht. In einer Villa, die vor der Revolution Konsulatshaus war. Es gibt dort große Zimmer und Säle, weißgekachelte Baderäume, schauderhafte Gemälde, ein Billard, eine Terrasse und einen Fliederpark von unsagbarer Frühlingssüße. Hier war eine internationale Journalistengesellschaft: Chinesen,

Japaner, Engländer, Amerikaner, Franzosen, Italiener. Außerdem Vertreter von Korea, Buchara (die beim Anblick von Schweinefleisch wegliefen), Tataren, ein ganzes Babel. Auch Miß Harrison war da. Ich muß das erzählen, da alle Welt sie kennt und sie alle Welt kennt. Sie sagte mir: Ich kenne sogar Theodor Wolff. Miß Harrison ist eine mutige Frau. Sie wandert für ihren Zeitungskonzern durch alle Reaktionen und Revolutionen und sie kennt sogar Theodor Wolff.

STRASSEN UND PLÄTZE.

Moskau ist reparaturbedürftig. Jede europäische Großstadt ist nach diesem Kriege reparaturbedürftig. Rußland aber führt immer noch Krieg, muß immer noch Krieg führen, denn man will ihm keine Friedensruhe geben.

Die Bahnhofshallen sind reparaturbedürftig, das Straßenpflaster, die Häuserfronten: alles ist reparaturbedürftig. Moskauer Straßenpflaster soll schon vor dem Kriege keine Sache für sanfte Gemüter gewesen sein. Wenig Asphalt, desto mehr Kopfsteine. Kopfsteine ohne Symmetrie, ohne Ordnungssinn. Neugierige Kopfsteine darunter, die den Kopf weiter rausstrecken als die anderen. Hügel und Löcher auf und in dem Pflaster. Daher muß jeder, der nach Moskau wallfahrtet, mindestens zwei Paar gut besohlte Schuhe mitnehmen. Die Wagen der elektrischen Bahn (zweihundert verkehrten zur Zeit meines Besuches) sind überfüllt, die meisten Automobile sind an der Front, und allzuviel Droschken gibt es auch nicht. Man läuft also, man läuft nicht nur über die wundervollen, ebenen Boulevards, über den Asphalt der großen Straßen, sondern auch über das Kopfpflaster. Frühere deutsche Reichsminister, die Moskau besuchen wollen und die gewöhnt sind, auf großem Fuße zu leben, nehmen am besten drei Paar gut besohlte Schuhe mit, da sie immer auf mehrere Kopfsteine zu gleicher Zeit treten. Dafür können sie aber ihren Smoking zu Hause lassen. Denn Smokings braucht man in Moskau nicht.

Auch eine Visite bei Lenin kann man im Straßenanzug machen. Die Hose darf sogar zerrissen sein, wenn nur eine saubere Seele in der Hose sitzt. Diese Bekleidungsanweisung ist notwendig. Ich wurde nach meiner Rückkehr sofort nach dem Trousseau gefragt und gebe hiermit gleich allen Auskunft, die mein Buch lesen. Ich kann sogar verraten, daß einige „hohe" Sowjetbeamte und Revolutionsvertreter in zerrissenen Hosen umherlaufen. Beispielsweise ist Bucharin bei Gott kein Petronius, und Klinger, der Sekretär der Dritten Internationale, überbietet an Fadenscheinigkeit noch die Programme der Parteien des Deutschen Reichstags. Er war völlig salonunfähig, als ich ihn sprach. Ich glaube, er schneuzte sich sogar in ein blütengelbes, nicht parfümiertes Taschentuch.

Aber sauber ist die Moskauer Straße. Sie bröckelt oft wie die Petersburger Straße, Leute mit Niveaugefühl wünschen ihr eine viel bessere Gleichmäßigkeit, aber sauber ist sie. Gehäuften Schmutz sah ich nicht in Moskau, auch nicht in den Nebenstadtteilen. Im verflossenen Winter war die Kanalisation eingefroren und es war eine schwere Not. Aber im Mai 1920 merkte man nichts mehr von dieser schweren Not. Die Wasserleitung arbeitete gut, die Rinnsteine waren ausgespült und es roch keineswegs muffig.

Allerdings sind die Straßen keine Großstadtstraßen mit bourgeoisen Buntheiten. Die meisten Läden sind wie in Petersburg geschlossen oder holzvernagelt. Die Kleingeschäfte, in denen noch Ware verkauft wird, bieten, wie in Petersburg, Galanteriewaren, Grünkram, kleine Technika, speziell Elektrotechnika, Limonaden, Seifen und dergleichen feil. Hie und da sieht man Sowjetläden oder auch Sowjetwarenhäuser, in denen Produkte verkauft werden, die von der Behörde (dem Ernährungskommissariat) rationiert und höchstpreisfixiert sind. Da gibt es Hemden, Kragen, Strümpfe, Hüte, Haushaltsgegenstände usw. zu sehr niedrigen Preisen. Aber die Erlangung solcher Gegenstände ist noch schwierig, da die Industrieproduktion in Rußland stockt. Die

Rationierung kann erst wirklich durchgeführt werden, wenn genügend Güter vorhanden sind.

Viele Häuser in Moskau sind verwittert und viele Häuser stehen leer. Trotzdem herrscht Wohnungsnot. Auch das wird geändert und gebessert werden. Aber ein kriegführendes Land kann nicht arbeiten, wie ein Land im Frieden. Unter dem Kriege leiden besonders die Großstädte. Sie sind die Haupthindernisse in allen schweren Wirtschafts- und Menschenkrisen.

Die Moskauer Straße, besonders die Moskauer Hauptstraße, ist lebhaft. Zu gewissen Tageszeiten, morgens gegen 10 Uhr und nachmittags gegen $^1/_2$5 Uhr, sehr lebhaft. Es sind das die Arbeitsbeginn- und Arbeitsschlußzeiten. Dann wimmelt es auf den Straßen, dann drängt es und schiebt es, dann eilt es, dann ist eine außerordentliche Geschäftigkeit in den Straßen. Aber auch zu anderen Tageszeiten und abends nach Vergnügungsschluß sind die Straßen belebt. Die Boulevards sind dann fast überfüllt.

Auch Moskau ist eine Stadt der Arbeiter. Äußerlich nicht so sehr wie Petrograd. Aber das Proletariat beherrscht die Stadt. Diesen Eindruck hat man sofort beim Betreten Moskaus. Es ist noch viel Eleganz in Moskau, und doch herrscht das Proletariat. Das ist auch das Wesen der Moskauer Straße. Es wimmeln auf dieser Straße noch allerlei Schichtungen, doch das Proletariat herrscht. Es beherrscht die Straße mit seiner Polizei, es beherrscht sie mit seinen Arbeitsanordnungen. Die Luxusstraße, die Vergnügungsstraße, die Basarstraße existiert nicht mehr. Es gibt jetzt die Arbeitsstraße und die Erholungsstraße. Man arbeitet erst wenig, viel zu wenig in Moskau, und doch ist Moskau schon eine Arbeiterstadt.

Herrlich sind die Plätze Moskaus. Der herrlichste Platz Moskaus ist der Platz am Kreml, jetzt der Rote Platz. Halb Turnierplatz, halb Marktplatz, oder halb Paradeplatz und halb Vergnügungsplatz, oder halb Geschäftsplatz und halb Repräsentationsplatz. Die hohe Kremlmauer an der einen Seite mit ihren Türmen und noch erhaltenen

Mirakeln, der frühere Riesenbasar, ein modernisiertes Asien, jetzt das Arbeitskommissariat, auf der anderen Seite. Am Eingang die wundertätige Iberische Madonna, die immer noch um Wunder angefleht wird, und am Ausgang die größte Bauherrlichkeit der Welt, die Basiliuskirche. Gräber an der Kremlwand, in denen Revolutionsheroen ruhen, mit rotbebänderten Kränzen bedeckt. Eine leuchtende Revolutionsplastik auf der Kremlwand, von der rote Bahnen ausgehen und sich in Freiheitsströmen biegen. Herrlich ist dieser Platz. Weit ist dieser Platz, weit wie die russische Seele. So weit, daß die Riesenkarte von der polnischen Front, die dort aufgestellt ist, wie ein weißer Fleck wirkt. Herrlich ist dieser Platz der roten Paraden, der Truppenparaden, der Milizparaden, der flammenden Ansprachen, der Kampferinnerungen. Während man Behelmte, mit Krummsäbeln im krampfigen Munde, die Kremlmauer emporklettern sieht, sprechen die Maschinengewehrkugelspuren von der Schlacht des Proletariats gegen das Kapital.

Um den Platz an der Kitaîmauer (der Chinesenmauer) ziehen singend rote Truppen. Die rote Fahne am Gewehr. Sie gehen, etwas in die Knie gebeugt, mit einer stolzen Lässigkeit und singen das Lied von der Roten Fahne. Sie ziehen an dieser wuchtigen Mauer vorbei, auf der halbe Armeen sich verteidigen können, an diesem Werk einer unendlichen Ziegelsteingeduld, erbaut von Ameisen. So entstanden die Mauern, die einst die Juden in Ägypten bauen mußten. Viel Blut und Schweiß ist in dieser Mauer verklebt.

Herrlich ist der Theaterplatz, der Platz vor dem Großen Theater. Hier konzentriert sich das Beamtenleben und das Vergnügungsleben Moskaus. Dieser Platz ist die steinerne Rosette Moskaus, mit Grün drauf und Blumen, und immer mit vielen Menschen auf den Bänken. Über diesen Platz rasen fortwährend Automobile, zackeln Droschken und wandern Trupps. Kindertrupps, Schülertrupps, Soldatentrupps. Stunden verbrachte ich auf diesem Platz, der breiten Schlagader Moskaus, dem Kompaß

Moskaus mit Strahlungen nach allen Stadtteilen. Hier betrachtete ich die Limonadenverkäufer, fliegenden Händler, Bettler, diskutierenden Bürger und eleganten Frauen.

Nichts Herrlicheres gibt es auf der Welt als die weiten Plätze Moskaus. Uralt ist diese Stadt mit ihren Plätzen. Stürme sahen die Plätze, und wieder lagen sie in breiter Ruhe, wie sie jetzt liegen nach dem Sturm der Oktoberrevolution.

Herrlich sind die Plätze Moskaus. Rotumbändert, grünumrändert, von weiter Sonne übergossen, von Blattschatten besprenkelt, mit allem Leben dieser Stadt. Auf den Plätzen Moskaus sieht man, daß die Stadt noch lebt, daß sie nicht sterben kann. Eine Stadt, eine große Stadt stirbt nicht in drei Jahren. Rom ist ewig und Moskau ist unsterblich.

DER BOULEVARD.

Gibt es noch eine terroristische Diktatur in Moskau? Nein, eine terroristische Diktatur gibt es in Moskau nicht. Gäbe es eine terroristische Diktatur in Moskau, so gäbe es keinen Maiboulevard mit einem lustigen Frühlingsleben wie im Mai 1920.

Eine grüne Erholungsstraße, von Plätzen und Kreuzungen unterbrochen, gürtelt der Moskauer Boulevard um die ganze Innenstadt. Einst war er gepflegter als heute, er war sozusagen rasiert und gepudert. Aber seine Bäume stehen noch, der braune Weg läuft noch um die Innenstadt, die Bänke sind geblieben, Konzertrondells und Erfrischungshäuschen. Die kleinen Seen blinken noch, und wenn, der Stromersparnis wegen, nur wenig Lichter glühen, so glüht doch das Leben auf dem Boulevard.

Rege wird es dort gegen zehn Uhr abends (Moskauer Zeit). Nicht rege wie vor der Revolution. Nicht so rauschend rege, glitzernd rege, blendend rege, nicht korsoartig, nicht mit beutesuchenden Kosakenoffizieren, mit Rollstuhl gefahrenen Glanzmüttern und beperlter Fäulnis

wie vor der Revolution. Es gibt noch genug Bürgerlichkeit dort, noch genug Gemeinheit, noch genug Schieber, Spekulanten und sonstige Verschlichene. Aber wie die Moskauer Straße schon Arbeiterstraße ist, so ist der Moskauer Boulevard Erholungsweg des Proletariats. Oft sieht man gar kein Proletariat auf diesem Erholungsweg, und doch ist der Weg eine Promenade für das Proletariat. Denn jetzt duldet das Proletariat die Schieber, die Spekulanten und die Ohrgehänge. Früher duldeten die Ohrgehänge, die Schieber und Spekulanten das Proletariat.

Auf diesem Boulevard, diesem langen, sanftgewundenen Erholungsweg platzt keine Bombe, knallt kein Gewehr und blitzt kein diktatorischer Blick. Es ist sehr friedlich auf diesem Boulevard. Pärchen gehen, rote Soldaten wandeln, Menschen kommen von der Arbeit über diese Promenade. Es wird gescherzt, Probleme werden durchleuchtet, Hintenrumgeschäfte werden beflüstert und Frauen werden geliebt. Frei geht, sitzt und spaziert der Bürger Moskaus über den braungrünen Gürtel. Allein und gepaart, ernst und fröhlich, sorgenvoll und hochbrüstig.

Kein Radau. In keiner Stadt der Welt sah ich auf den Spazierwegen solch würdige Lustigkeit. In keiner Stadt der Welt (und ich sah viele Städte) sah ich die Frauen so sittsam (romantisch gesprochen). Es gibt keine Gewerbsdirnen mehr in Rußland. Vor der Revolution gab es nach der Statistik (die allerdings in Rußland besonders unzuverlässig war) auf den Straßen Moskaus 160 000 Gewerbsdirnen. Sie sind verschwunden. Faßt man noch eine, so wird sie in ein Arbeitsbataillon gesteckt. Die Beseitigung der Gewerbsdirnen, die sofortige Beseitigung, ihre Einfügung in die arbeitende Gesellschaft, ist eine selbstverständliche Forderung der Sozialisten. Sie ist eine Menschlichkeitsforderung, eine gegenkapitalistische Forderung, und auch eine Gesundheitsforderung. Die Geschlechtskrankheiten gehören (siehe Programm der Bolschewiki) zu den sozialen Krankheiten, ebenso wie die Tuberkulose und die Trunk-

sucht. Das Programm der kommunistischen Partei Rußlands, angenommen auf dem achten Parteikongreß, fordert unter der Rubrik „Schutz der Volksgesundheit" die Bekämpfung der sozialen Krankheiten (Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Trunksucht usw.).

Die Liebe hat in Rußland nicht aufgehört. Sie ist ewig wie die Dummheit. Aber die Kommunisierung der Weiber durch die Prostitution hat aufgehört. Damit hat die „käufliche Liebe" noch nicht ihr Leben gelassen. So schnell geht das nicht. Immer noch wird in Rußland, wird in Moskau Liebe gekauft und verkauft. Aber es ist ein Abbau aller käuflichen Liebe. Sie beginnt schon zu sterben und sie wird sterben. Man hat die Gewerbsdirnen beseitigt. Die verschlichenen Gewerbsdirnen, besonders die verheirateten Gewerbsdirnen, kann man in drei Jahren nicht beseitigen. Es ist noch schwere Not in Moskau, und schwere Not bricht den Stolz des Weibes. So gibt es immer noch eine soziale Liebesfäulnis. Frauen klagten mir in Moskau darüber. Sie lobten laut und innig die große Beseitigungstat der Sowjetregierung und sie wünschten eine schnelle Linderung der Lebensnot, damit die soziale Liebesfäulnis verschwände.

Gäbe es noch eine Kommunisierung der Weiber wie einst, so würde man sie auf dem Boulevard merken. Denn auf dem Theaterplatz und auf dem Boulevard Moskaus verkauften sich die kommunisierten Weiber. Das ist vorbei. Wenn man alle Taten der Sowjetregierung verurteilen und hassen will, diese Tat muß selbst der liberale Humanitätsdusler loben. Sie verdirbt ihm zwar das Geschäft, aber sie steht auf seinem Programm. Der Frauenhandel hat aufgehört, die Lustsklaverei stirbt ab, der Stolz des Weibes kommt auf. Ich sage nur, was ich sah. Nicht mehr und nicht weniger. Ich muß das wiederholen, sonst glaubt man, ich sei ein Tendenzhalunke.

Man wandelt also, spricht, lacht, glitzert, kokettiert auf dem Boulevard Moskaus und es fliegen keine Kugeln und Bomben, es greifen keine rauhen Verhaftungshände in den Strom, es ist alles würdig und ruhig.

Die Erfrischungshäuschen mit den Gartenstühlen und Gartentischen davor stehen noch, und in ihnen gibt es auch noch Büfetts. Ich ließ mir von den Friedens- und Kriegsbüfetts erzählen. Es waren wundervolle Leckereibüfetts mit Moskauer Konfitüren, hundertfarbigen Schnäpsen und einem eleganten Gedränge davor. Das gibt es allerdings nicht mehr. Ganz Mutige, die den Kampf der Außerordentlichen Kommission gegen den Schleichhandel nicht fürchten, verkaufen Mokka und sanfte Cremetorten. Bei ihnen sitzen blitzende Bürgerreste, Frauen mit Perlengehängen, Fabelschuhwerk und Blitzringen an den manikürten Händen. Sie sitzen dort mit ihren Kavalieren (auch Kavaliere gibt es noch in Moskau) und schlürfen (elegante Damen trinken bekanntlich nicht wie Proletarier, sie schlürfen) Mokka und vielleicht auch Eis. Für einige tausend Rubel, aber es ist ja noch da. Nitschewo. Man verkauft einigen Krempel an einen Schieber, arbeitet nicht und schlürft.

Hier möchte ich eine Genußanweisung geben. Kommt einer meiner Leser im Sommer nach Moskau, hinein in den heißen Moskauer Sommer, den seefernen Sommer, den asphaltaufweichenden Sommer, den schweißtreibenden Sommer, so halte er für den Tag eine Thermosflasche mit kaltem Tee bei sich. Abends aber esse oder trinke er dicke Milch, eisgekühlte dicke Milch von den Büfetts der Boulevardhäuschen. Das ist köstlich, und der Preis ist nur 125 Rubel pro Glas. Aber er muß sich beeilen, er muß noch in diesem Sommer nach Moskau fahren, denn sonst wird der Preis viel höher, verdoppelt sich, verdreifacht sich. Das ist zwar völlig gleichgültig, aber es erschüttert die Quantitätsidioten.

Erst gegen 1 Uhr nachts (Moskauer Sommerzeit) ist der Boulevard entvölkert. Jeden Abend aber, wenn nicht das Wetter platzt, ist er ein fröhlich würdiges Gewimmel, mit Fäulnistupfen drin, mit vielen Angestochenen, doch eine Zukunftsstraße nach einer ehrlicheren Kultur.

KLEIDUNG.

Als ich im Winter 1919 in der Lessing-Hochschule zu Berlin eine Vorlesung über Sozialisierungsfragen hielt, war auch die Rede von der Bekleidung der sozialistischen Gesellschaft. Eine Frau fragte ängstlich: Werden alle Menschen gleichgekleidet sein? Ich beruhigte sie. Die Angst vor der Sortenöde sei übertrieben, sagte ich ihr. Wenn sie weiter keine Widerstände gegen den Sozialismus hätte, so könnte sie sofort Sozialistin werden.

In Moskau ist von einem Kleidungsumsturz nichts zu merken. Es gibt allerdings noch keinen Sozialismus in Moskau, sondern erst die Anfänge des Sozialismus. Einen Kommunismus gibt es erst recht nicht, sondern nur eine kommunistische Partei. Aber selbst die ausgeregelte sozialistische Gesellschaft und weiter die ausgeregelte kommunistische Gesellschaft (wenn man eine kommunistische Gesellschaft so nennen darf) würde nicht durch Kleiderrevolutionen gekennzeichnet sein. Es ist sogar eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Kleidungsfarben und Kleidungsschnitte denkbar. Davon hängt das Glück der Welt nicht ab.

Jedenfalls ist die russische Revolution eine Kleiderrevolution bisher nicht gewesen. Wohl hat sie eine Verschärfung des Kleidermangels zur Folge gehabt. Denn die Armee braucht ungeheuer viel Tuch, und es herrscht Schneiderknappheit für Zivilzwecke. Tuch gibt es genug. Eine Milliarde Arschin ist fix und fertig und 700 Millionen Arschin könnten in kurzer Zeit gewebt sein. Aber vom Tuch zum Rock ist noch ein ziemlich weiter Weg. Das ist besonders dem Marxstudenten bekannt, der sich mit Marxens Wertlehre herumgeplagt hat. Wäre der Weg vom Tuch zum Rock in Rußland kurz und bequem, so könnte das ganze Volk neu eingekleidet werden.

Man sagte mir, die Arbeiter Moskaus seien jetzt besser gekleidet als im Frieden. Ich hatte keine Vergleichsmöglichkeit, da ich im Frieden Moskau nicht besucht habe. Ich kann aber konstatieren, daß die Bekleidung der Arbeiter, die ich sah, keineswegs trost-

los war. Zerlumpte Arbeiter habe ich nicht gesehen. Die Arbeiter der Fabriken, die ich besuchte, waren durchweg gut gekleidet. Ich sah Riesenmengen von Arbeitern bei großen Veranstaltungen, speziell bei Meetings. In Lumpen ging keiner. Auch die Frauen nicht. Die Arbeiterfrau in Rußland trägt noch immer die bekannte Kopfbedeckung. Sie ist sehr einfach gekleidet, aber die Kleidung ist sauber. In dieser Beziehung hat die Revolution schon allerlei geleistet.

Daß die Moskauer Arbeiterschaft nicht in Lumpen geht, dafür sorgen schon die Kleidungszuweisungen. Im Frieden verdiente der Moskauer Arbeiter durchschnittlich 79 Kopeken täglich. Im Kriege stieg der Lohn, aber auch die Preise stiegen. Der Durchschnittslohn war so minimal, daß an gute Kleidung überhaupt nicht gedacht werden konnte. Ebensowenig an eine Wohnung, die auch nur den geringsten Gesundheitsanforderungen entsprach. Das Lohneinkommen reichte gerade für eine Kellerwohnung, für minderwertiges Brot und für Schnaps. Im Frieden kostete ein Zimmer im Zentrum Moskaus mindestens 15 bis 20 Rubel pro Monat, eine Kellerwohnung ungefähr 3 bis 5 Rubel. Selten leistete sich der Arbeiter ein Zimmer über dem Erdboden. Er war froh, wenn er in einer Fabrikkaserne wohnen konnte. Heute ist für ihn die Wohnungsfrage grundsätzlich gelöst. Es gibt noch viele Schwierigkeiten, aber Wohnungssorgen braucht der Arbeiter nicht mehr zu haben. Wenn behauptet wird, das Proletariat habe die Bürgerlichen aus den Wohnungen vertrieben, so ist diese Behauptung unzutreffend. Im allgemeinen konnten die Familien in ihren Wohnungen verbleiben, mußten sich jedoch, gemäß der Kopfquotenberechnung, Zwangseinquartierung gefallen lassen. Ich war in einer „bürgerlichen" Wohnung in Moskau, deren Räume durchaus zureichten. Es war noch die alte Wohnung der betreffenden Familie.

Auch die heutige Löhnung des Moskauer Arbeiters (durchschnittlich 6—7000 Rubel monatlich ohne Prämien) würde nicht zum Ersatz abgetragener Kleider

ausreichen. Wenigstens nicht zum Ersatz aus dem freien Markte, wo ein Anzug ungefähr 50—60 000 Rubel kostet. Der Arbeiter ist von der Kleidungsrationierung abhängig. Straßenkleidung bekommt er allerdings nur wenig, der Hauptwert muß zunächst auf die Zuteilung von Arbeitskleidung gelegt werden. Diese Arbeitskleidung wird nach Normalmustern angefertigt. Ich sah einige Normalmuster in der Bekleidungsabteilung der Textilgewerkschaft in Moskau. Aber das sind erst Anfänge. Allgemein durchgeführt ist die Zuweisung noch nicht. Die Kriegsrüstung frißt eben das meiste weg. Als ich in Moskau war, erzählte man mir beispielsweise von der Fertigstellung einer Riesenzahl Mäntel für die Armee an der polnischen Front.

Die Kleidungsstücke in den Sowjetläden und Sowjetbasaren sind sehr wohlfeil. Aber es ist eine höchst umständliche Sache. Man muß bis zu einem solchen Kleidungsstück einen Instanzenweg wandern, und auch nach glücklicher Durchwanderung erhält man das Kleidungsstück nicht sofort. Weibliche Sowjetangestellte klagten mir sehr über Kleidermangel, und meine Übersetzerinnen in Moskau baten mich, ihnen kein Geld, sondern Kleidungsstücke zu geben. Sie nahmen u. a. meinen Schlafanzug, aus dem sie sich Flanellblusen anfertigen wollten. Auch litten sie unter Strümpfemangel. Eine der Übersetzerinnen erzählte mir, daß sie gezwungen wäre, aus zwei Strümpfen einen zusammenzuschustern. Allerdings besitzen die russischen Frauen fast durchweg eine außerordentliche Schneiderbegabung. Die meisten fertigen ihre Kleider selbst, und oft nähen sie auch das Schuhzeug selbst. Es sind dann allerdings Stoffschuhe, deren Lederbesohlung wohl dem Schuster vorbehalten bleibt.

Die Strumpfstoff- und Farbennot Rußlands hat eine höchst eigenartige Mode zur Folge. Viele Frauen tragen weiße Socken, die nur wenig über den Schuhrand herausragen. Sonst sind die Beine nackt. Diese Nacktheit stört keinen Menschen in Moskau, gibt nicht den geringsten Anlaß zu erotischen Zynismen und wirkt auch

keineswegs indezent. Ich glaubte erst, es wäre das eine alte Sitte der Sommerhitze wegen, hörte dann aber, daß die Strumpfstoffnot die Ursache sei.

Kleidungselend bemerkte ich in Moskau nicht. Wohl gibt es, wie auch in anderen Großstädten, Bettler in Lumpen, aber eine kleidungsverlumpte Stadt ist Moskau nicht. Man fragt sich allerdings: wie kann die Stadt, die noch mindestens $1^1/_2$ Millionen Einwohner hat, sich in diesen Zeiten so ausreichend bekleiden? Die Russen Moskaus wissen selbst keine Antwort darauf. Oder sie sagen: Das Leben hilft sich. Ebenso wie Moskau sich nährt und gutgenährt aussieht, kleidet es sich auch.

Es gibt in Moskau noch immer eine Kleiderschichtung. Es gibt Kleidervernachlässigung, Kleidereinfachheit und Kleiderluxus. Noch immer rauschen Damen ins Theater, noch immer duftet es aus parfümierter Blusenseide, noch immer tänzeln Geschniegelte in Taillenanzügen oder in frischen Russenjoppen. Aber es gibt auch Fleißige, Unentwegte, der Zerschlissenheit nicht Achtende. Es gibt auch Kleiderärmliche, Nichtschieber, Nichthintenrumkäufer, die mit dem Geringsten zufrieden sind. Ich sah ideale Hosenlöcher, ideale Rockfransen und Schuhe, aus denen die idealen Hühneraugen trotzig in die Luft blickten.

Das Schuhwerk. So viel elegantes Schuhwerk wie in Moskau, elegante Männerstiefel bis zur Dickwade und besonders elegante Frauenschuhe, nicht ganz bis zur Dickwade, habe ich kaum in einer anderen Stadt gesehen. Es gibt in Rußland noch sehr viel Oberleder (ich glaube, man kann sogar Oberleder ausführen), aber es fehlt an Sohlleder, und doch sind die eleganten Schuhe besohlt. Ich sah entzückende lederne Kirgisenstiefel, von Frauen getragen. Ich sah Hochschuhe, Halbschuhe, Buntpantoffeln, bebänderte Schuhe, rosettierte Schuhe, lackierte Schuhe. Die Moskauer Frauen können sich über Schuhnot nicht beklagen. Es herrscht, offiziell gesprochen, schwerer Schuhmangel, aber die inoffizielle Beschuhung ist ausreichend. Jedenfalls war es so zur Zeit meiner Anwesenheit in Moskau. Selbstverständlich

gibt es Ausnahmen, Nöte und Kärglichkeiten. Auch Schiefabsätze und sonstige Schuhunmöglichkeiten habe ich erblickt. Aber eine Schuhverlumpung sah ich so wenig wie eine Kleiderverlumpung.

BETTLER.

Man denkt: eine sozialistische Gesellschaft kennt keine Bettler. In Sowjetrußland, meint man daher, braucht und darf nicht gebettelt werden. Aber Sowjetrußland, das sowjetrussische Volk ist noch keine sozialistische Gesellschaft. Die kommunistische Partei Rußlands hat das Eigentum an den Produktionsmitteln beseitigt und damit den Sozialismus vorbereitet. Doch von hier bis zum durchgeführten Sozialismus ist noch eine hübsche Strecke. Deshalb funktioniert auch die Sozialversicherung noch nicht, wie sie funktionieren soll, und selbst wenn sie funktionierte, wie sie funktionieren soll, würden doch noch Bettler in Moskau sein. Denn es wird nicht nur aus Not gebettelt, sondern auch aus Faulheit. Es gibt ja Bettlerfamilien, die den Beruf mit dem Bettelplatz vererben wie die Pariser Börsenmakler ihren Beruf und ihre Plätze vererben. Es gibt sehr wohlhabende Bettlerfamilien, es gibt Bettlerdynastien, Bettlerdurchlauchten, Bettlerherzöge, Bettlerkönige. Das ist oft ein sehr einträgliches Geschäft, und solange man die einträglichen Geschäfte nicht gänzlich erledigt hat, wird es auch noch Bettler geben. Sowjetrußland hatte vor der Oktoberrevolution kaum die Ansätze einer brauchbaren Sozialpolitik und bestaunte das deutsche offizielle Muster, das allerdings gar nicht bestaunenswürdig war. Es ist keine Kleinigkeit, in Rußland brauchbare Sozialpolitik zu treiben. Im Programm der Kommunistenpartei Rußlands heißt es: „Die Rätemacht hat auf dem Gebiete der Gesetzgebung für alle Werktätigen, die nicht fremde Arbeit ausbeuten, in allen Fällen des Verlustes der Arbeitsfähigkeit und der Arbeitslosigkeit völlige soziale Versorgung durchgeführt."

Das stimmt, es stimmt grundsätzlich, und doch ge-

nügt die Versorgung noch nicht. Denn man kann einfach noch nicht so versorgen, wie man will. Man wird so versorgen, wie man grundsätzlich beschlossen hat, aber man kann es heute noch nicht. Und selbst wenn man es könnte, würden die Bettler doch noch nicht ausgestorben sein.

Die Bettler Moskaus sind nicht wie die Bettler anderer Städte. Jedenfalls nicht wie westeuropäische Bettler. Es sind Bettler mit mindestens halbasiatischer Geduld. Postenbettler, die sich nicht vom Fleck rühren, Pendelbettler, die von morgens bis abends einen kurzen Weg bependeln. Pagodenbettler, die vor jedem Vorübergehenden den Kopf senken, religiöse Bettler, die sich fortwährend bekreuzigen. Murmelbettler, die von morgens bis abends flüstern, als ob sie eine Riesensure beteten.

Du sitzt auf dem Theaterplatz in Moskau. Ein Bettler kommt vorbei, ein großer Mann. Etwas gebückt, langbärtig, graubärtig. Der Rock abgeschabt, zerschlissen, an den Beinen Filzstiefel oder an einem Bein einen Filzstiefel, am Fuße des anderen Beines einen durchlöcherten Schuh. Die rechte Hand fehlt. Der Armstumpf ist vom Ärmel verdeckt. Sobald er vor deiner Bank ist, streift er den Ärmel zurück und hält dir murmelnd den nackten Armstumpf vors Gesicht. Du gibst ihm einige Bolschewistenrubel. Er geht weiter, ohne Tempoänderung, von Bank zu Bank und zeigt überall murmelnd seinen Stumpf. Du denkst, nun ist er vorüber, für diesen Tag wenigstens endgültig vorüber. Aber du irrst dich. Eine Viertelstunde darauf kommt er zurück, macht dasselbe Bettelmanöver. Er schimpft nicht, er zeigt sich nicht ungeduldig, wenn du ihm nichts gibst. Er kehrt eben alle Viertelstunde wieder, und er weiß wohl, daß du ihm schließlich doch noch etwas gibst, oder er rechnet mit der Neubesetzung der Bank.

An der Ecke Hauptpost-Boulevardzugang steht eine Frau, das Gesicht auf die Brust gesenkt. Gegenüber eine Kirche mit Grünkuppel. Sie singt leise etwas, sie verbeugt sich ohne Unterlaß, wie ein Automat. Du

denkst, sie betet. Vielleicht betet sie auch zu Gott, daß er die Passanten freigiebig mache. Jedenfalls ist beten und betteln eins bei ihr. Sie steht viele Stunden lang, bewegt langsam das auf die Brust gesenkte Haupt und streckt mechanisch die Hand vor. Viele gehen vorüber, ohne etwas zu geben, aber von dem Riesenmenschenstrom zweigt mancher ab und gibt.

Vor der iberischen Madonna, die die Wache am Roten Platz nicht freigibt, stehen Frauen, die eintönig das Haupt bewegen. Frauen mit gehöhlter Hand, nicht ohne Inbrunst, bettelnde Frauen. Sind mehrere Rubelscheine beisammen, so verschwinden sie in der Rocktasche. Ein oder zwei Rubelscheine bleiben sozusagen als Lockspeise. Es sind Gemütsbeweger. Diese Rubelscheine sagen: Seht, es gibt noch gute Menschen, wollt ihr nicht auch gut zu uns sein? Mich haben diese Rubelscheine immer wieder gepackt, obwohl mein ständiger Begleiter abriet. Denn er war überzeugt, und der Überzeugte gibt in Moskau den Bettlern nichts. Der Bettel soll ausgerottet werden. Gibt man den Bettlern, so betteln sie weiter, arbeiten nicht, wenn sie noch arbeiten können und mühen sich nicht um den Genuß der Sozialversicherung, wenn sie arbeitsunfähig sind. Ich kannte die Theorie schon von der Universitätsbank her. Ich habe sie auch verfochten, verfechte sie noch heute, aber ich sündige gegen meine eigenen Grundsätze. Man soll nicht gegen seine Grundsätze sündigen. Wenn ihr nach Moskau kommt, so gebt den Bettlern nichts.

Es wird auch noch „vornehm" gebettelt. Es wird noch sozusagen gesellschaftsfähig geschnorrt. Diese Bettelei ist widerwärtig. Es ist meistens keine Notbettelei, sondern eine Faulheitsbettelei. Die Unterstützung Arbeitswilliger, die die Not gepackt hat, ist keine Bettlerunterstützung, sondern eine Pflicht. Kann die Gesellschaft die Menschen noch nicht ernähren, kleiden und behausen, so müssen die Mitmenschen helfen. Denn die Gesellschaft, auch die sozialistische Anfangsgesellschaft, ist ein Biest. Aber der vornehme Bettel ist ein ekelhafter Faulheitsbettel, ein Gemüts-

spekulantenbettel, ein verlogener und unverschämter Bettel. Man soll ihn zum Teufel jagen, und wenn er mit Brillanten an den Fingern kommt. Denn dieser Bettel trägt oft Brillanten an den Fingern. Er kann es sich leisten.

Es gibt in Moskau auch Bettler aus Gesinnung, stolze Bettler, Leute, die alles verloren und eingebüßt haben, die nichts besitzen und sich doch nicht fügen wollen. Leute, die einst Großleute waren, Geltungsleute, Glanzleute. Nicht beflitterte Glanzleute, sondern Glanzleute aus Fleiß, Herkunft oder Kühnheit. Sie verkaufen das Letzte, verzichten auf eine Faulheitsrente, markieren nicht den willigen Beamten, sondern betteln.

Eines Abends sah ich vor einem guterhaltenen Boulevardhause einen hochgereckten alten Militär. Er sprach Männer und Frauen an und immer Männer und Frauen, die gut gekleidet waren. Ich erkundigte mich nach diesem Mann, und man sagte mir, es sei ein bettelnder Zarengeneral. Jeder der Angesprochenen gab ihm und sicher nicht wenig. Ich sah diesen Mann einige Wochen später auf dem Theaterplatz. Wieder sprach er Leute an, die gut gekleidet waren. Er sprach sie nicht mit Demut an, nicht bettelnd an. Er bat, wie man etwa einem Bekannten guten Tag sagt. Er nahm die Gabe wie ein Tribut, und immer erhielt er eine Gabe. Keiner kannte die näheren Umstände, aber ich dachte mir: dieser Mann bettelt zwar, es ist jedoch kein Faulheitsbetteln, kein vornehmes Betteln, sondern ein Betteln aus Gesinnung. Ein Betteln aus Stolz, ein Betteln aus Überzeugung. Viele Zarengeneräle haben sich der Sowjetregierung zur Verfügung gestellt. An der Spitze Brussilow, der eine Art Volksgeneral gewesen war. Sie haben sich, wie ich glaube, mit Überzeugung zur Verfügung gestellt. Wenn auch nicht mit kommunistischer Überzeugung, so doch mit Landesüberzeugung, weil sie meinen, daß die russischen Kommunisten das Land retten werden. Aber dieser General, der Bettelgeneral, hat sich nicht zur Verfügung gestellt. Er bettelt lieber.

Ich liebe die Leute nicht, die sich plötzlich „auf den Boden der Tatsachen stellen". Ich liebe die unehrlichen

Leute nicht, die Hascher, die Leute mit der Drehbühne im Busen. Ich weiß auch, was man gegen den Bettelgeneral sagen könnte. Aber er hat mir imponiert.

KIRCHEN UND KAPELLEN.

Vierzig mal vierzig Kirchen und Kapellen hat Moskau. Vierzig mal vierzig sagt der Russe, wenn er eine große Zahl bezeichnen will, wenn er ihre Gewalt, ihre Mannigfaltigkeit, ihr Gewimmel ausdrücken will. Ich weiß nicht, wie viele Kirchen und Kapellen Moskau hat. Vielleicht sind es mehr als 1600, vielleicht weniger. Es ist auch gleichgültig. Jeder, der Moskau besucht hat, weiß, daß Moskau eine Kirchen- und Kapellenstadt ist, eine überkuppelte, überfingerte Stadt, eine Stadt mit tausend Glocken, mit hunderttausend Betern und Beterinnen, mit zehntausend oder mehr Popen.

Das ist auch heute noch so. Die Kapellen und Kirchen stehen noch. Manche sind etwas fassadenverwittert. Sie haben nicht mehr die Pflege, die der Zäsaropapismus ihnen angedeihen ließ. Ihr Äußeres ist von der Revolution etwas angeknabbert. Aber sie stehen noch. Sie stehen noch, und nicht viele von ihnen sind geschlossen. An allen Ecken stehen sie, in Höfen stehen sie, auf Steinhügeln, auf Plätzen, in Klostermauern, überall stehen die Kirchen und Kapellen. Sie läuten noch die Andachten ein und aus, auf einigen sitzen und stehen Fromme wie auf den Dächern der Minaretts, halbasiatisch, lässig, ihren Gott wie einen Onkel behandelnd.

Ich sah Kapellen, in denen den ganzen Tag gebetet wurde. Ich sah Kirchen, die niemals am Tage entvölkert waren. Es gibt auch noch Osterprozessionen in Moskau, noch Kirchen und Kapellen, in denen Heiligenbilder noch immer um Wunder angefleht werden. Es gibt noch goldstrotzende und mit vielen Edelsteinen krustierte Bilder und Rahmen in den Kirchen und Kapellen. Man weiß nicht recht, wer die Kirchen und ihre Popen unterhält. Aber sie werden unterhalten, obwohl der Staat nichts mehr mit ihnen zu tun haben will.

Obwohl der Staat sich nicht mit der Trennung von der Kirche und der Trennung der Schule von der Kirche begnügt, sondern bestrebt ist, „das Band zwischen den Ausbeuterklassen und der Organisation religiöser Propaganda vollständig zu zerstören, durch eine umfassend organisierte, wissenschaftlich aufklärende und antireligiöse Propaganda zur tatsächlichen Befreiung der werktätigen Massen von religiösen Vorurteilen. Dabei ist jede Verletzung der Gefühle der Gläubigen sorgfältig zu vermeiden, da das nur zur Festigung des religiösen Fanatismus führt". Es ist also keine Toleranz, sondern ein Kampf. Man trennt sich nicht nur von der Kirche, man bekämpft sie. Aber die Kirchen und Kapellen in Moskau scheinen sich wenig um den Kampf zu kümmern, um die Aufklärungsplakate, die Bissigkeiten gegen die alte, oft verfaulte Popenwirtschaft, gegen die schon viele Russen vor den Bolschewiken eifrig gefochten haben. Leo Tolstoi voran.

Ich sprach schon von der Kapelle der ibirischen Madonna vor dem Roten Platz. In ihr glüht und glimmert es von Kerzenlicht, von Gold, von Edelsteinen, und immerfort wird in ihr gebetet. Hier ist wohl die heftigste Mirakelinbrunst in Moskau, jene Inbrunst, die gläubig jubelte, als die Revolutionskugeln ein religiöses Wunderzeichen auf einem Kremlturm verschonten. Oft stand ich vor dieser Kapelle mit dem kleinen, hoch gelegenen, verwitterten Steinvorhof, mit den Bettlerinnen davor. Hier, vor dieser Kapelle, gibt es die meisten Bekreuzigungen in Moskau. Immer wieder sieht man Sichbekreuzigende an den Kirchen und Kapellen vorübergehen, einen Augenblick stillstehen, einen Spruch murmeln. Die Revolution hat die Kirche nicht oder noch nicht getötet. Und sicher gibt es Leute in Moskau, viele Leute, die der Kirche ein längeres Leben zusprechen als der Revolution. Auch Opferstöcke gibt es noch, und sie sind gewiß nicht leer. Die Popen schreiten nicht selbstbewußt, es ist kein Herrscherschreiten mehr, aber sie gehen ungestört. Ich sah lachende Popen, ich sah straßenbetende Popen, ich sah schleichende Popen, ver-

schmutzte Popen und sogar einen eleganten Popen, einen Priester, wie ihn die französischen Romanschriftsteller lieben. Auch eine Art Rasputin sah ich, einen bauernkraftstrotzenden Popen, mit Langschäften, schwarzem Riesenbart und Lockaugen.

Wundervoll ist jene Großkirche mit der breiten, hellen Goldkuppel, in die sich abends die Sonne hineinsaugt, aus der die Sonne gespien wird, geblitzt wird, feuergeschleudert wird, daß man geblendet steht. Diese Kirche wächst fast frei aus einer lieblichen Landschaft mit hohen Quadern, gewaltig aufragend. Es ist eine Wunderkuppelkirche, eine Belebungskuppelkirche auch für denjenigen, der nicht an den Gott dieser Kirche glaubt. Sucht diese Kirche, geht an der Kremlmauer entlang. Ihr werdet sie bald finden, wenn ihr an einem Sommerglühabend sucht, an einem Tintenhimmelabend, an einem heißen Moskauer Abend, der das Herz jagt und zugleich beruhigt.

Aber das Wunder, das wirkliche Wunder, ist die Basiliuskirche. Es ist gar keine Kirche, es ist eine Phantasie, es ist ein Kuppelmosaik, ein unsagbares Märchen, eine Farbenverschwendung, eine Farbenerfindung. Man glaubt kaum, daß ein Mensch, daß ein Architekt diese Kirche gebaut haben kann. Sie sieht immer anders aus, morgens anders als abends, mittags anders als nachmittags. Kommst du von der Moskwabrücke her, so ist sie wie ein Schiff mit zwiebelartigen, bunten Mastkörben. Kommst du vom Roten Platz her, ist sie wie eine Baukastenburg. Sie hat die niedlichsten Fenster, sie hat Vergitterungen und Verwitterungen von unglaublichem Altersreiz. Sie hat überhaupt keine Symmetrien und ist doch ein Organismus. Sie sieht aus wie nacheinander gebaut und ist doch zusammengebacken. Manchmal wirkt sie gehäuft, dann wieder zierlich gestaffelt. Manchmal ist sie groß, manchmal klein. Sie ist eine Seelenverschieberin, eine Berückerin, ein holder Augenschreck, eine Narrung. Sie ist das Wundervollste, was ich je gesehen, und gegen sie verblaßt die ganze Kuppelfront, der ganze Kuppelwald der ewigen Kreml. Keiner besuchte sie,

ein altes Gerüst stand um einen ihrer Türme, als ich in Moskau war. Ich sah ihr Inneres nicht, und sah es doch, da ich ihr Äußeres sah. Sie ist ein Epos, ein kleines lyrisches Gedicht, sie ist eine Ballade und eine Niedlichkeit, sie ist eine Mutter und ein helles, junges Mädchen, sie ist alles, was dein Herz begehrt. Willst du nicht nach Moskau gehen, um den beginnenden Sozialismus zu betrachten, gehe nach Moskau und betrachte die Basiliuskirche.

Es heißt, ein Architekt Iwans des Schrecklichen habe sie gebaut, und der Schreckliche habe den Erbauer getötet, damit er nicht eine zweite Kirche gleichen Wunders bauen könnte. So wurde mir erzählt. Ich weiß nicht, ob es stimmt, aber möglich ist es.

DAS GROSSE THEATER.

Als die englische Mission gekommen war, erhielt ich vom Bureau der Dritten Internationale eine Einladung ins Große Theater. Zu einer Opernvorstellung mit Ballett. Es wurde „Fürst Igor" gegeben, eine Oper, deren Musik mir sehr gelobt wurde. Ich verstehe nichts von Opernmusik, behaupten meine Freunde. Denn ich hasse die Oper und ich sage das meinen Freunden ganz offen. Ich bestaune die Operngenießer, die zugleich hören und sehen können. Ich kann nur hören oder sehen. Es ist mir unmöglich, eine dramatische Handlung zu sehen und zugleich das Orchester zu hören. Über diesen Widerspruch komme ich nicht weg. Nur eine Oper reißt mich derart in die Musik, daß ich sogar die Handlung ertrage: Carmen. Lest Tolstois Kritik an Wagners Rheingold. Das ist ganz meine Kritik. Es ist für mich fauler Zauber.

Also: die Oper Fürst Igor war mir von vornherein völlig gleichgültig. Mich zog das Publikum ins Theater. Ein neues Publikum. Die sechs Riesenränge bis zum Olymp heftig von Proletariern durchsprenkelt. Im Parkett meistens Arbeiter, in den Logen viele Arbeiter. Rotsoldaten dazwischen. Sowjetsekretärinnen, Sowjetbeamte und Sowjetbeamtinnen. Der Theaterbesucher

muß organisiert sein, sonst erhält er keine Karte. Karten werden beispielsweise von den Gewerkschaften ausgegeben. Allerdings sind noch nicht alle Theater in Moskau Staatstheater oder Volkstheater. Das Theater Korsch zum Beispiel, in dem ich ein schauderhaftes Sittenstück sah, ist noch eine Art Privattheater. Von Proletkultschwung merkt man in diesem Theater nichts. Auch im Großen Theater nicht, dessen Bühne durchaus mit alten Mitteln arbeitet. Auch hier ist noch kein Proletkult, obwohl die Besucher wesentlich Proletarier sind. Von neuer Kunst, von Kunst aus dem Volke, von sozialistischer Kunst ist hier noch nichts oder fast nichts zu sehen.

Aber das Publikum, das Publikum. Einmal sind es Proletarierkinder, Kindertausende, weiß gekleidete Kinder von unten bis oben, vom Parkettkindergewimmel bis zum weißen Kinderkranz auf dem Olymp. Kinderstaunen, Kinderflüstern, Kleinhändeklatschen. Hier wird eine neue Welt. Hier ist saugende Zukunft, hier ist Brand und Brennen, hier ist die ganze Hoffnung Rußlands.

Dann wieder sind es Werksbelegschaften, Truppen, mit Einstigem durchsetzte Zuhörerschaften. Immer aber ist das Publikum von unten gebaut, es ist Proletarierunterbau, Arbeiterübergewicht, Arbeitermänner, Arbeiterfrauen.

Trotzki war von der polnischen Front nach Moskau gekommen, um die Engländer zu begrüßen, Paraden und Kriegsgeschäfte zu erledigen. Das Publikum beruhigte sich kaum. Es stand auf, es jauchzte in die Höhe, es war eine Händeraserei, als Trotzki in der großen Mittelloge erschien. Als er sich an die Brüstung setzte, rechts neben sich Frau Snowden, die kaltkluge, plattpathetische Engländerin, und weiter rechts und links neben sich die Mitglieder der englischen Mission. Galant verbeugte sich Trotzki vor der Misses und erst halben Genossin. Galant, denn auch in Sowjetrußland gibt es so etwas. Fast eine Viertelstünde brauste das Volk nach der Loge, wo Trotzki saß.

Prunkvoll war die Aufführung. Das Stück eines bürgerlichen Künstlers war es, vor roten Draperien gespielt, vor roten Gemütern gespielt. Von Begeisterung genossen, beklatscht. Eine rührende Entflammtheit auch vor dieser Oper, die gar nicht flammend ist, die sehnsüchtig ist, melancholisch, liebesrührselig. Aber sie ist russisch, und der Künstler, der Sänger, der Schauspieler wird in Moskau noch immer geliebt. Er wird gerufen, er muß wiederholen, er strahlt, er braucht das. Es ist überall so, aber in Rußland ist es doppelt so, ist es gesteigert so. Auch in Sowjetrußland. Ja, ich glaube in Sowjetrußland ist es noch gesteigerter als im Zarenrußland. Denn die Kunst findet Neuboden, findet zarteste Empfänglichkeit, hat unerhörte Befruchtungsaufgaben. Leider ist es noch alte Kunst, Repräsentationskunst, akademische Kunst, dumme Kunst und keine Kunst aus dem Volke.

Ich kam nicht des Fürsten Igor wegen. Ich kam des Publikums wegen und des Balletts wegen. Ich wollte, nach schwerer Wissenschaftsarbeit, russisches Ballett sehen: Nijinskis, Pawlowas, Schmetterlinge, Bachstelzen (nach Kerr), Junivögel (nach Kerr). Man machte eine wildprunkende Frauenszene, mit Tierfellen, reichen Stickkissen und mit unsagbar schönen Russengewändern. Mit Brokaten, halbasiatischen Pantöffelchen, Teppichphantasien, Zeltgeheimnissen. Es erschien Katherine Geltzer. 48 Jahre alt. 48 Jahre alt, aber ein festes Reh, springwütig, weißfleischig, unsagbar anmutig. Wundervolle Muskeln an Dianabeinen. Wenig Gewand. Sie erschien, und man beraste sie. Sie tanzte nur wenig. Sie machte Sätze wie ein Jagdhund, sie kauerte wie eine verschämte Bauerndirne, sie schritt wie eine Königin. Sie ist heißgeliebt in Moskau. Jeder Arbeiter kennt Katherine. Sie duftet, sie trägt Ringe, sie ist elegant wie einst. Sie ist die Ballerina auch im Proletarierlande. Glücklich tanzt sie, sie tanzt sich glücklich, der Jubel hebt sie wie ein Springtuch, sie ist ein Kobold, sie dreht die Fußspitze ins Herz, sie wirbelt Pirouetten in die Seele, sie ist eine große Künstlerin, mit 48 Jahren. Ein

Reh, mit 48 Jahren. Mit Großmutterjahren noch ein Reh.

Es war eine entsetzliche Hitze im Theater. Aber alle hielten aus bis zum letzten Geigenzug. Dann aber kam das Wunderbare, das Überraschende, das gar nicht zum Stück Gehörende, das Proletarische. Denn dann sang nicht mehr die Bühne, nicht mehr das Orchester, dann sang das Volk. Es stand singend, es ging singend, es drängte singend durch die Ausgänge. Es marschierte singend auf den Treppen. Das Haus sang vom Dach bis zum Boden. Der Sang quoll, der Sang wuchs, der Sang drohte, schwur, pochte, der Proletariersang, der Menschheitssang. Der Sang aus unbeholfenen Worten, der sprachunschöne, aber kampfgewaltige, der primitive, sammelnde, frontschließende Sang:

Es rettet uns kein höhres Wesen,
Kein Gott, kein König, kein Tribun:
Uns von dem Elend zu erlösen
Können nur wir selber tun.

Völker, hört die Signale:
Auf zum letzten Gefecht,
Die Internationale
Erkämpft das Menschenrecht.

Durch die Ausgänge, auf den weiten Platz quoll dieser Gesang.

DIE ENGLÄNDER SPRECHEN.

Wieder im Großen Theater. Man stellte etwas an mit den Engländern, man beleckte sie, man bewedelte sie, man streichelte sie, man kitzelte sie mit Inschriften, Mahnschriften, Aufforderungssätzen. We are for children, for future, for humanity. Oder: We started the social revolution, we started it allone, let us go together to the end.

Oder: Man heißt sie mit Hinweis auf die neue Färbung Rußlands willkommen: Welcome, comerades in red Russia.

Man paßte sich ihnen also an, man suchte sie mit ihren eigenen Grundsätzen zu überzeugen, zu peitschen. Man liebte sie gar nicht, und doch waren sie von Liebenswürdigkeit umgeben. Alles das sollte Aneiferung sein. Es war meines Erachtens überflüssig. Denn englische Gewerkschaftsführer haben kluge Augen, sie haben Abschätzungsaugen, sie sehen wohl, was ist. Sie sind keine Zielseher, keine Problemmenschen, keine Wallungsleute, aber sie sehen, was ist. Sie sind mehr Gegenwarts- als Zukunftsschauer, auch wenn sie sich sehr revolutionär gebärden.

Denn einige von ihnen sprachen im Großen Theater, umgeben von vielen Sowjetführern (Lenin war nicht dabei) sehr heftig, sehr revolutionär. Sie sprachen Schweiß aus ihren Poren, sie schüttelten Fäuste, sie setzten energisch Füße vor, sie wurden heiser, und man bejubelte sie. Man verstand nicht, was sie sagten. Aber sie sagten es aus Überzeugung, aus Flamme in diesem Augenblick, vor diesem hilfshungrigen Publikum, vor diesem verlassenen Volke, das endlich einmal Frieden haben will. England ist Herr über Krieg und Frieden, und die englischen Arbeitervertreter sind keine Kleinigkeit in England. Mit vielem in Sowjetrußland sind sie nicht einverstanden, aber sie wollen dem Lande und auch dieser Regierung helfen. Sie lieben das System nicht für England, aber sie erkennen es an für Rußland. Sie hätten es auch anerkannt ohne die Anfeuerungsplakate, ohne Streicheln und Peitschen. Denn sie sind klug und nicht kaltherzig. Dieser Besuch war doch ein Erfolg für Sowjetrußland.

Also sie sprachen: Rot zu ihren Köpfen, rot zu ihren Füßen, vor sich ein hilfshungriges Volk. Dazwischen einige Kritiker, einige bissige Anmerker, saure Kommentatoren. Die Arbeiter aber waren still und riefen Bravo. Zuletzt sprach Misses Snowden, eine korrekt bestiefelte Frau, zart aber nicht lieblich, bewußt und doch nicht kühlherzig. Keine zielbegeisterte Frau, keine Frau mit der roten Fahne, eine rosa Frau, wortmächtig aber blaßfarbig. Sie sagte, wie sie es meinte. Sie sagte ab:

Go Your way, we go our way to the socialism!

Nach jeder Rede wurde der Wortlaut oder der Inhalt den Zuhörern übersetzt. Zuerst übersetzte die Balabanowa. Laut, fließend, ohne Stocken, fast Wort für Wort. Eine fabelhafte Sprachbeherrscherin. Alle gutgeschulten Russen sprechen mehrere Sprachen, die Balabanowa spricht sozusagen eine ganze Anzahl Muttersprachen. Nun verstand man, und man klatschte wieder. Es war kein Kommunismus, was da übersetzt wurde, was die Engländer gesprochen hatten, doch man klatschte dankbar.

Es sprachen Russen. Tomsky, der Vorsitzende des Gewerkschaftsverbandes sprach. Er sprach schnell, kernig, dem Publikum vertraut. Andere Russen sprachen, und immer war Jubel. Dann aber sprach Abramowitsch, der Menschewistenführer. Er sprach vor einem Publikum, das ihm nicht grün war, nur von kleinen versprengten Anhängergruppen begrüßt. Er war bleich, als er sprach. Er sprach, oft unterbrochen von heftigen Gegnerrufen. Er sprach glatt und mutig. Er nutzte die Anwesenheit der Engländer. Man wollte ihn zum Wortschluß zwingen, aber der Versammlungsleiter rief in die Menge: Benehmt euch wie Kommunisten! Er sprach zu Ende, er sprach lange Zeit, Koltschak riefen sie ihm zu. Er sprach weiter. Ich weiß nicht, was er sprach, ich weiß nur, daß er Seele sprach, daß auch er Inbrunst sprach. Wut sprach er, er sprach sich herunter, was ihn drückte. In großen Fragen sind die Menschewisten heute einig mit den Bolschewiki, besonders in der Frage Krieg mit Polen. Aber sie sind Oppositionspartei, und sie sind keine schwache Partei. Als er endete, war der Beifall wieder nur Anhängergruppenbeifall. Ablehnung sonst und Eisigkeit. Man fühlte, dieser Mann ist wohlgeachtet, aber nicht geliebt.

Dann aber kam wieder das Wunderbare. Schon während der Versammlung hatte das Publikum die Internationale gesungen. Jetzt sang es das Lied von der Roten Fahne. Es wurde getränkt von diesem Liede, Soldatenrhythmus war im Treppenabsteigen mit diesem

Liede. Dumpfheit, Entschlossenheit, Gewaltigkeit war in diesem Massenliede. Hell ist der Aufklang dieses Liedes, wuchtig der Weitersang. Es ist ein Volkslied geworden. Langsam wiegte die Menge mit diesem Liede aus dem Theater, ganggeregelt von diesem Liede, gezügelt von ihm, geschoben von ihm, über die Treppen, durch die Ausgänge auf den weiten sonnigen Platz vor dem Großen Theater.

PROLETARISCHES MEETING.

Am Ende der Roten Straße, der proletarischen Kernader Moskaus, liegt der Proletarische Park. Früher der Zoologische Garten. Es gibt nur noch wenig Tiere dort. Die Käfige am Eingang, eine lange Käfigreihe, sind leer. Aber sonst ist nichts zerstört. Auf dem Felsen im Parksee sitzen Wasservögel, und die Hallen sind meetingbereit.

Eine große Halle, ein hallenartiger Saal mit Lichtwirkungen wie in einem Riesenzelt. Das Licht schießt derart wuchtig durch die große Tür, daß es die Decke fast durchsichtig macht.

Vorn, an den Seiten der Bühne, einige Holzlogen. Auf der Bühne ein kleiner Tisch mit dem Versammlungsvorstand. Vor der Mitte dieses Tisches der Vorsitzende des Rayons der kommunistischen Partei. Ein kleiner, schwarz- und langbärtiger, elegantgliedriger Arbeiter, den wir schon kannten. Er ist im Auslande gewesen und spricht Sprachen. Er redet schnell, sozusagen zierlich heftig, die Hände oft auf dem Rücken und die Kernstellen selbst beklatschend. Es ist das anscheinend eine russische Rednersitte. Dieses Klatschen bedeutet nicht Selbstbeklatschen, sondern Unterstreichen des Wichtigen und Verbeugung vor dem Ehrwürdigen. Das Publikum klatscht mit. Oder das Publikum beklatscht zuerst die Kernstelle und dann klatscht der Redner mit.

Neben ihm ein Mann mit Blondmähne. Ein weiches Knochengesicht. Ein sanftes Führergesicht. Halb Weib, halb Held. Es ist der erste Führer der Roten Ukrainischen Armee. Später spricht er, so dröhnend, so das Publikum

mit den Händen hebend, so die ganze Halle durchjagend mit seiner Stimme, daß er wie ein Orkan wirkt. Er spricht von der Pariser Kommune, er spricht Blöcke in das Publikum, er schleudert seine Fäuste hinein in das Volk, er ist ganz Selbstvergessen. Ein inniges Feuer sprüht aus ihm, er ist Schwert und Flamme. Auch wir sprachen, begrüßten und versprachen. Ich spreche laut, über 5000 Menschen weg, man versteht mich in der letzten Ecke. Aber dieser Mann sprach, fegte, raste durch die Zuhörer, hämmerte gegen ihre Köpfe, schüttelte sie, riß an ihnen wie an jungen Bäumen. Ein gewaltiger Sprecher, ein Truppensprecher, ein Heerschausprecher. Man atmete auf, als er endete, denn dieser Druck war unerträglich geworden.

Meetings sind Bandwürmer in Moskau. Doch das Publikum ist geduldig, jubelt immer wieder, lauscht und spitzt, geht mit. Es ist aufmerksam, durchflattert nicht die Reden mit Eckgemurmel. Es ist prachtvolles Publikum für einen Redner. Still und begeistert, schlürfend und explosiv. Niemals hatte ich ein solches Arbeiterpublikum vor mir. Die deutsche Zuhörerschaft ist sichtbarer erregt, verwöhnter, muß öfter herangeholt werden an die Tribüne. Sie ist vielleicht kritischer, erfahrener. Aber der Redner ist vor ihr angestrengter, gespannter, denn er muß jeden Augenblick fesseln, wenn ihm das Publikum nicht entgleiten soll.

Überall in Moskau braust es auf, wenn das Wort Spartakus fällt. Es ist sozusagen die Firma der deutschen Revolution. Der Vorsitzende sprach das Wort, sprach den Namen Karl Liebknecht, und doppelter Jubel war im Saal. Von der Wirkung dieses Namens werde ich noch sprechen. Sie ist ungeheuer.

Es wurde eine Resolution gefaßt, einstimmig angenommen und beklatscht. Dann wurden wir in eine Holzloge gebeten, denn nach einer Pause sollte die Vorführung beginnen.

Das war nicht Großes Theater, das war Proletarisches Theater. Auch noch nicht Neukunst, proletarische Kunst, aber das war doch schon Proletarisches Theater.

Denn dieses Publikum war nur Proletarierpublikum, und die Hinnahme des Vorgeführten, des Vorgesungenen, Vorgesprochenen war von einer die Brust anwehenden Selbstverständlichkeit, von einer Kindhaftigkeit sondergleichen.

Zuerst wurden einige bezügliche Szenen gespielt, worin, historisch gestaffelt, Volkslieder vorkamen. Beispielsweise ein Wolgaschifferlied, ein schwermütiges Treidellied, ein Dahintreibelied, ein breites Flußlied, ein Gorkilied. Die letzte Szene spielte am Tage der Niederkartätschung demonstrierender Proletariermassen vor dem Winterpalais in Petersburg (1905). Ein Verwundeter wankte herein, ein stolzes Lied, ein zorniges Lied wurde über dem Blut gesungen.

Dann sangen Künstler und Künstlerinnen, deren Namen anerkennend geflüstert wurde, Lied auf Lied. Schwere Melodien, Dorfschäkereien, stampfende Lieder, juchzende Lieder, auch die Internationale. Sie sangen immer wieder, sie wiederholten das Gesungene, wenn das Publikum „bis, bis" rief. Neben mir saß ein krauser, apfelbackiger Dickkopf, der ganz aus dem Häuschen war. Es war ein Proletariermädel von vielleicht 15 Jahren. Sie raste, sie schwitzte vor Raserei, sie war ganz aus dem Häuschen. Sie paukte mit ihren „bis, bis" auf mein Trommelfell. Ich war völlig erschüttert.

Aber im Mittelgang war etwas, das mich nicht losließ. Dort stand ein Mädchen, spargelzart, von einem roten Schleier umhüllt. Das kleine Bäuerinnengesicht mit dem halbstumpfen Näschen war sichtbar, und das schwarze Haar schimmerte durch den Schleier. Sie lehnte sich mit dem Kopf gegen einen Riesenkerl, einen blondkurzhaarigen russischen Cherusker. Er hatte den Arm, den rechten Arm um sie gelegt und schleierte sie mit den Augen an. Er hielt sie fest, denn sie weinte fast bei jedem Sang. Sie war durchschüttelt, unendlich ergriffen und jammerte sich aus an der starken Brust. Es war ein Proletarierdenkmal, ein Primitivitätsdenkmal, was ich dort sah. Ich mußte immer wieder diese Gruppe ansehen, die in dem Gewimmel einsam stand.

Auf der Orchesterbrüstung saßen Kinder. Man ließ sie sitzen, man holte sie nicht mit überlegenem Fingerschrei herunter. Sie beugten sich staunend hin nach der Bühne. Sie lachten, zwitscherten und murmelten traurig, wenn ein Wehmutslied kam, wenn der Sang den Tod eines Proletarierhelden beklagte.

Zuletzt kam ein Knabe, ein Proletarierknabe auf die Bühne. Vielleicht 12 Jahre alt. Er sprach schmetternd ein proletarisches Lied. Man kannte ihn. Er war schon, das sah man, ein Versammlungsgedichthersager, ein Meetingsprechgewohnter. Er war frisch, setzte das rechte Bein energisch vor und forcht sich nit. Aber er blieb stecken. Es ging nicht weiter, er zog an dem Vers, er baute improvisierend an ihm, aber es ging nicht. Das Publikum lachte, klatschte, tröstete ihn. Frauen herzten ihn, so daß er wieder glücklich wurde. Er wurde nicht behechelt. Er war eben stecken geblieben, das war alles. Er hatte ja das Beste gewollt.

Schlußansprache, Händeklatschen, Vorhang, Nachhausegehen.

Beim Ausgang sagte jemand hinter mir: Das ist sicher ein deutscher Genosse, der kriegt die Pfeife nicht aus dem Maul.

PLAKATE.

Plakate findest du an allen Mauern, in tausend Läden Moskaus, an Telephondrahtträgern, in Stuben, in Fabriken, überall findest du Plakate. Bildplakate zu Propagandazwecken. Etwa ein Proletarierfelsen mit der roten Fahne darauf, an dessen Fuß das kapitalistische Schiff zerschellt. Oder ein Plakat zur Werbung für die kommunistischen Samstage mit der Schilderung der Faulheitsfolgen und daneben der Arbeitsresultate. Oder ein Plakat mit Bildangriffen auf den alten fetten Zarenbeamten, den dicken Popen und den spreizigen Militär. Plakate mit roten Sternen, Werbeplakate der kommunistischen Partei, auf denen ein Arbeiterzug an den Repräsentanten der alten Gesellschaft ablehnend vorbei-

zieht, hinein in ein Haus, über dessen Giebel die Parteiinitialen stehen.

Doch das sind nicht die interessantesten Plakate. Bemerkenswerter, bedeutungsvoller sind Plakate anderer Art. Da liest man an der Mauer, daß irgendwo Arbeiterkurse abgehalten werden über Weltanschauungsfragen, Dichtung, naturwissenschaftliche Probleme mit Exkursionen, über Bakteriologie, Geologie, Landwirtschaft, Tierkunde, Wirtschaftskunde, Fabrikbuchführung, Finanzkunde usw. Völlig gratis natürlich.

Ein anderes Plakat fordert Erfindungslustige und Erfindungstalentierte auf, irgendeinen Ersatz zu erfinden. Denn es ist Rohstoffknappheit in Rußland. Beispielsweise einen Seifenersatz. Für die Erfindung wird eine Prämie von 25- bis 30 000 Rubel ausgeschrieben. Das Erfundene wird ausprobiert. Es wird verteilt und das Publikum wird befragt, ob die Seife brauchbar ist. Die Ankündigung einer Seifenverteilung zu Prüfungszwecken las ich schon in Jamburg in einer Moskauer Zeitung. Dieses Verfahren ist sehr empfehlenswert. Dem deutschen Volke hängte man im Kriege jeden Ersatzdreck auf, ohne vorher zu fragen. Es bekam Schokoladenpulver aus Ton und Lehm, Eimehl aus Kreide, Tortenaufläufe aus Knochenleim und sonst noch allerlei übertünchten Gestank. Hätte man das Volk vorher gefragt, so wäre die Ersatzstoffabrikation zwar nicht so mannigfaltig, aber sauberer und ehrlicher geworden.

Selbstverständlich ist auch das Studium an den Konservatorien gratis, wie ja in Rußland überhaupt kein Schul- und Studiengeld mehr bezahlt wird. Es gibt zwar noch Privatlehrer, die Honorar nehmen, zum Beispiel Sprachlehrer, aber Schul- und Studiengelder gibt es nicht mehr. Da preist das Plakat eines staatlichen Konservatoriums Musikgeschichte an, einen Kurs über Volksmusik, Physiologie des Atmens, Instrumentaltechnik usw. Die Konservatorien sind nicht etwa überlaufen. Das Gratisstudium scheint schon jetzt eine Qualitätssiebung zu bewirken. Früher studierte jeder Finger- und Stimmtrottel, wenn nur der Papa Geld hatte. Das sogenannte Bildungsmonopol war ein Trottelmonopol. Die Beseitigung des Bildungsmonopols bedeutet Qualitätsbefreiung. Der Musikschwindel, der ekle Pädagogenschwindel, die Reklamewirtschaft, das Abjagen der Schüler hört auf.

Wieder auf einem Plakat ruft irgendein Rayon, das heißt die Arbeiterpartei eines Rayons, zu einem Diskussionsabend über Kunstfragen auf. Man stellt sich hin und diskutiert frisch darauflos, platzt gegeneinander, floretiert mit Sophismen, ist geistreich oder lahm, je nachdem. Jedenfalls kratzt so etwas den Verstand auf, ölt die Denkbahnen ein und macht geistesgeschmeidig. Der sogenannte Musiksalon mit den Limonadengemütern, Lockenfrechheiten und schlechtgebrauten Tees hängt einem schon zum Halse heraus. Es ist meistens ein Kuppelsalon, d. h. nicht etwa ein Salon mit Kuppel.

Ein anderes Plakat kündigt eine Industrieausstellung an mit einem Podium, auf dem Leute sich über Grundsätze technischer Erziehung aussprechen.

Die Wirtschaftsabteilung des Moskauer Stadtsowjets veranstaltet einen Diskussionsabend über das Thema: Wie soll man Gemüse bauen?

Ein Plakat bittet das Publikum, mehrere Redner (Fachleute) anzuhören, die über die Technik des Lehmbaues sprechen werden. Sie werden zeigen, daß schon im Altertum mit und aus Lehm gebaut wurde, sie werden die ökonomischen Vorteile des Lehmbaues erörtern und sie werden versuchen, die Hörer für den Lehmbau zu begeistern. Nicht etwa eine Rentabilitätsgruppe, ein Konsortium oder einen schlafenden Wirtschaftsminister, der nicht einmal telephonieren kann, wollen sie begeistern, sondern das Volk. Hier muß ich nun doch einmal ekelhaft werden. Der Essig kommt einem hoch beim Rückdenken an diese Impotenz deutscher Minister. Man hat ihnen die Arbeiterbauten sozusagen auf dem Präsentierteller gebracht. Aber es war da ein hochbezahlter Schlaftrottel, der nicht einmal telephonieren konnte. Er berief sich auf den Instanzenweg, auf die Zuständigkeit und schlief weiter. Am anderen Tage veröffentlichte er eine

Ab- und Aufwiegelungsrede, deren Dummheit, Sprachunsinnigkeit und Tertianerflachheit nicht mehr überboten werden kann. Der Essig steigt einem auf, die Schwefelsäure kommt hoch, wenn man sich dieses Idioten entsinnt.

Wieder ein Plakat kündigt Vorträge über Forstwesen an.

Daneben ein Aufruf der Sozialrevolutionäre gegen die Polen, nicht weit davon Aufforderungen zu Disputen über Religion oder über technische Fragen.

Die Sowjetrepublik treibt energisch Sportpropaganda. An allen Ecken, Mauern und sonstigen Gelegenheiten findet man Sportplakate. Wer Lust hat, kann Sportsmann werden. Es bedarf dazu keiner Privatyacht, keiner Tennisplatzabonnements und keiner kostspieligen Ruderklubhäuser.

Zu allen Fachveranstaltungen werden die besten Lehrkräfte herangeholt. Eintrittsgelder gibt es nicht. Das Volk wird nach und nach vertraut mit allen Gründen und Möglichkeiten der Wissenschaft. Die Diskussionen über Kunst, Philosophie, Religion, Politik sind Befreier aus Dumpfheit, Verlegenheit, Schüchternheit. Man lernt seine geistigen Kampfkräfte kennen, es ist eine gute Schule. Auch das ist nur ein Anfang, aber es ist doch ein Anfang. Ich glaube, kein halbwegs gesunder Mensch wird diese Betätigung tadeln. Völker sind anregungshungrig, aufklärungshungrig. Wer Proletarier kennt, wer sich in sie hineingefühlt hat, weiß, wie stark dieser Hunger ist.

Man sieht diesen Hunger in Moskau morgens an den Zeitungsständen. Die Arbeiter stellen sich an, sie bilden lange Ringelschwänze wie in Berlin an den Zigarrenläden. Jeder Arbeiter liest in Moskau mehrere Zeitungen. Man liest in Moskau die Plakate, man liest die angeklebten Depeschen der Rosta, der offiziellen Depeschenstelle. Man kennt schon die Artikelschreiber, ihre Sprache, die Schärfe ihrer Waffe.

Hat eine Gruppe etwas auf dem Herzen, so plakatiert sie den Schmerz. Will einer etwas, so redet er von

der Mauer und später von der Tribüne. Tausend Sprechgelegenheiten gibt es in Moskau, wenn man nur etwas zu sagen hat.

Alle Völker sind klarheitshungrig. Ich glaube, die Zeit beginnender Klärung ist gekommen. Auch in anderen Ländern wird schon mehr und anders plakatiert. Nicht nur in Rußland. Plakate sind Volksseelensprecher, Tendenzsprecher, Willenssprecher. Sie sagen, ob ein Volk nach oben oder unten will. Es ist doch ein Unterschied zwischen den Plakaten der Schleiertanzunternehmungen Berlins und den Plakaten Moskaus. Ich habe das nicht etwa politisch gesprochen. Ich sage nur, was ich sah. Nicht mehr und nicht weniger. Ich muß das wiederholen, sonst hält man mich für einen Tendenzhalunken.

LENIN UND LIEBKNECHT.

Kein Moskauer Bureau, kein Sowjethausflur ohne ein Leninbild. Ohne ein Bild des halblächelnden Leninkopfes mit der etwas schiefen Haltung am Schreibtisch. Mit dem weichen Kragen (festgestärkte Kragen gibt es in Moskau nicht, denn es gibt keine Stärke). Überall hängt dieses Bild. Man sieht alle Größen dieses Bildes. Lenin, Lenin überall. Man sieht auch Bilder von Radek, Sinówjew, Bucharin, Balabanowa. Man sieht Gruppenbilder von den Hauptpersonen der Dritten Internationale, so gestellt, daß Lenin oben ist. Man sieht in vielen Stuben, vielen Schaufenstern, vielen Bureaus Marxbilder, besonders ein Marxporträt, das meines Erachtens nicht sehr treffsicher ist. Aber mehr noch als den Marxkopf, häufiger noch als den Marxkopf sieht man den Leninkopf.

Lenins Geschichte, Lenins Entwicklungsgang ist bekannt. Seine Persönlichkeit wurde oft schon gezeichnet. Vielleicht weiß man noch nicht, daß auch er eine Zeitlang einsam stand, sogar bespöttelt von seinen Genossen. Man nannte ihn einen Bremser. Radek und Bucharin waren nicht eins mit ihm. Lenin hatte Recht — für

Rußland. Das soll nicht bestritten werden. Er hatte Recht — für Rußland.

Heute sind ihm alle zugetan. Auch die politischen Feinde. Kein Gegner spricht mit Mißachtung von diesem Mann. Kein Menschewist, kein Sozialrevolutionär, kein Kerenskianer, kein Monarchist. Sie achten ihn alle. In einer Bourgeoisfamilie, von der ich noch sprechen werde, lobte man seinen Idealismus und seine Gerechtigkeit.

Lenin ist ein ungeheurer Einfluß auf die Russen. Auf ganz Rußland. Er ist ein warmer Strom. Man fürchtet ihn aus Liebe. Er ist in allen Bureaus, bei allen Arbeiten. Er ist die letzte Instanz. Man weiß: er schuftet von früh bis spät. Seine Arbeit ist eingeteilt, ist wirklich organisiert. Seine Arbeit mahnt, reizt an. Er ist das Beispiel. Mit ihm schreckt man, mit ihm befeuert man. Zeigt er sich, so jubelt man ihm zu. Leute, die ihn häufiger sprachen, loben den feurigen Diplomaten Lenin, den vorsichtigen Gratbeschreiter, den Jupiter, den Lächler, den Strafer Lenin. Er ist einer der besten Publizisten Rußlands. Seine Broschüren sind Schriften eines guten Sprachgeigers, oft eines Wort- und Begriffschürfers, eines Systemdenkers. Sie sind klar, geschlossen in sich, prunklos und echt. Man braucht den Folgerungen nicht nachzugeben und wird sie doch loben. Sie sind unaufdringlich wie er selbst, der Mann mit der Riesenmacht aus dem Vertrauen des Proletariats und der simplen Lebensweise. Er tafelt nicht, er ißt, er sättigt sich. Er bezieht nicht mehr Gehalt, als ein Moskauer Arbeiter Grundlohn hat. 6500 Rubel im Monat. Er wohnt im Kreml. Aber er wohnt nicht als Fürst im Kreml, er wohnt sozusagen auf der Flucht vor dem Andrang im Kreml, vor der Liebe, vor den Klagen, den Beschwerden. Er wohnt im Kreml als ein Symbol. Er ist gar nicht mehr so sehr der Revolutionsführer wie ein Ausdruck des Volkswillens, der Volkssehnsucht, der Entwicklung. Er leitet nicht mit dem Schwert, es ist kein Diktator von oben, er ist getragen und hat die Zügel, während ihn der Rücken des Volkes freiwillig reiten läßt.

Eines Tages, als ich mit einem Trustleiter arbeitete,

kam ein Brief aus Lenins Bureau. Der Trustleiter wurde bleich. Aschbleich wurde er, riß hastig den Umschlag auf und atmete dann schnell und lächelnd. Weshalb wurden sie bleich? fragte ich ihn. Es ist ein Brief Lenins, antwortete er. Ein Brief Lenins ist kein gewöhnlicher Brief, kein Brief irgendeines Volksbeauftragten, es ist ein Brief Lenins. Er ist wie eine Toga, er hat Glück oder Schmerz in sich. Ein aberkennendes Wort Lenins schneidet tief. Der Mann hat eine unerhörte Erziehungsgewalt, eine Aufreißungsgewalt, eine Emporhebungsgewalt, wie sie kein russischer Zar besaß. Lenin, das ist heute Rußland. Für ihn oder gegen ihn, Lenin ist heute Rußland. Das ist so, es ist tatsächlich so, die Leute sagen es auf der Straße in Moskau.

Karl Liebknecht ist ein Heiliger in Rußland geworden. Hundert und mehr Bilder von ihm sah ich in Moskau. Ich sah Bilder des Vollkraft-Liebknecht, Bilder des ermordeten Liebknecht, des Liebknecht auf den Schauhausbrettern, des maiglöckchenbekränzten Liebknecht auf dem weißen Totenbett mit roten Tulpen.

Nach Karl Liebknecht werden Arbeiterklubs genannt, Straßen, Regimenter. Erwähnt man das deutsche Proletariat, die deutsche Revolution, so wird auch Liebknecht erwähnt.

Aber er ist nicht nur identisch mit der deutschen Revolution, er wächst weit über die deutschen Grenzen hinaus. Liebknecht ist heute in Rußland in allen Proletarierschulen der Freiheitsheld. Man hat ihn besungen, man will ihm nacheifern, man liebt ihn wie man eine gütige Naturgewalt liebt. Er ist sozugen in Moskau der Siegfried des Proletariats.

Nie wäre Liebknecht so gewaltig geworden, hätte man ihn nicht ermordet. Erst jetzt beginnt er zu wirken. Er wird zu einer Kraft von Fabeldruck, zu einem Ruf weit über Deutschland hinaus.

Die Bilder von ihm, die in Moskau hängen, sind oft schwachähnlich. Nur wenige „sprechende“ Bilder von ihm sah ich in Moskau.

Man fühlt in Moskau: Liebknecht wird eine Legende.

Er wird ein Heldensang, ein Kreuzigungsweg, ein Golgatha des Proletariats.

Liebknechts Tod war ein Opfertod. Das spürt man in Moskau.

DER MEHLTRANSPORT.

An der Kitaimauer vorbei fahren 18 Lastwagen. 18 Lastwagen mit Mehl in Säcken. Mit je 15 Säcken Mehl zu je 2 Zentnern. Das macht 18 mal 30 Zentner oder 540 Zentner Mehl.

Die Kutscher dösen auf den Böcken. Kein Soldat begleitet den Transport. Langsam gehen die Pferde. Es ist heiß. Ein Galopp, ein Trab in dieser Hitze ist ungemütlich.

540 Zentner weißes Mehl, Getreidemehl, kein Kartoffelmehl. 540 Zentner weißes Mehl werden langsam durch Moskau gefahren.

Es gibt kein Qualitätsbrot in Moskau, wenigstens kein rationiertes Qualitätsbrot. Es gibt kleiiges Brot, klobig, ins Rötliche spielend. Der Magen sehnt sich nach Weißbrot, nach frischem Weißbrot, nach krumigem Weißbrot mit hellgelber Butter.

Es gibt auch Hungrige in Moskau, für die weißes Mehl beinahe eine Lebensrettung ist.

Aber kein Mensch kümmert sich um den Mehltransport. Keiner stört ihn, keiner stiert ihn gierig an. Die Wagen fahren ganz unbehelligt, völlig ungestört an der Kitaimauer vorüber, über den breiten Platz an der Kremlstadt. Keiner denkt daran, die Wagen zu stürmen, von den Wagen zu stehlen, einen Sack aufzuschlitzen, während der Kutscher schläft.

Völlig unbehelligt fahren die 18 Mehlwagen durch die Straße, über den Platz.

Es wird auch noch gestohlen in Moskau, geräubert wird auch noch in Moskau. So schnell flieht der Diebstahl nicht, so schnell werden die Seelen nicht entwöhnt.

Aber der Mehltransport, 18 Wagen mit je 30 Zentnern weißem Mehl, 540 Zentner insgesamt, eine Magenfreude,

eine Belebung, fast eine Lebensrettung, fährt ungestört durch Moskau.

FABRIKBESUCH.

Die russische Wirtschaft kann man nicht beherrschen. Wenigstens heute noch nicht, denn heute noch ist sie unübersehbar. Es ist ein Riesengebiet mit tausend Unterschiedlichkeiten des Arbeitscharakters, der Rohstoffvoraussetzungen, der Verkehrsmöglichkeiten, des Klimas, der Seelenverfassung.

Eine kapitalistische Wirtschaft, eine anfangssozialistische Wirtschaft ist überhaupt nicht beherrschbar und übersehbar. Kein Mensch in Deutschland kennt die deutsche Wirtschaft. Behauptet einer, die deutsche Wirtschaft zu kennen, so ist er ein Anmaßender, ein Frecher, ein Bluffer oder ein Esel. Man kennt noch nicht einmal die Wirtschaft einer einzelnen großen Stadt. Auch nicht in den statistischen Ämtern, obwohl die Wirtschaftsstatistiker meinen, sie hätten die letzte Ecke der Wirtschaft ergründet. Sie kranken meistens an Schemaverblödung. Sie kennen das Leben nicht.

Einzelgebiete sind beherrschbar. Der Fühler, der Kombinierer, der Zahlenbeleber, der Tatsachenerweiterer sieht die Tendenz, die Entwicklungsrichtung einer Wirtschaft. Er erkennt sie sozusagen aus Stichproben. Erst die wahre sozialistische Wirtschaft wird eine Übersichtswirtschaft, eine Beherrschungswirtschaft sein. Aber so weit ist Sowjetrußland noch nicht. Die Registrierarbeit ist gediehen, erheblich gediehen, aber noch keineswegs zu Ende gediehen. Man weiß heute die Zahl der brachliegenden Fabriken, den Prozentsatz des Produktionsrückganges, die Zahl der arbeitenden und nichtarbeitenden Arbeitskräfte und dergleichen. Aber das ist noch keine Wirtschaftsbeherrschung, noch keine Wirtschaftsübersicht.

Fabrikbesuche, Stichprobenbesuche sind daher höchstens Tendenzenthüller. Aber auch das sind sie in diesem Stadium der russischen Wirtschaft noch ohne Obligo. Es gibt sozusagen Glaubensresultate, Vertrauensresultate,

die allerdings schon Sicherheitsresultate für den Stichprüfer sein können.

Draußen, am Außenring Moskaus, am Ende der Karl-Marx-Straße, liegt eine kleine Fabrik, die sogenannte russisch-amerikanische Fabrik, betrieben und verwaltet von russischen Arbeitern, die in den Vereinigten Staaten Qualitätsarbeiter geworden sind. Eine Fabrik mit 120 Arbeitern. Es ist eine Werkzeugfabrik mit guten Maschinen, mit guter Leitung und mit guten Kräften. Ich sah Präzisionsresultate, wundervolle Millimeterarbeit, einfügbare, abgepaßte, angepaßte Stahlstücke, sauber geschnitten. Prächtige Bohrer und dergleichen. Die Einrichtung dieser Fabrik war noch nicht vollendet, aber die schon vorhandene Einrichtung zeigte deutlich den Qualitätscharakter dieser kleinen Fabrik. Es war für mich ein Vermischungsbeispiel, ein Beispiel der Erziehung russischer Arbeiter durch fremde Technik. Es ist das ein sehr wichtiges Problem für die russische Industrie wie für die russische Landwirtschaft.

Ein sehr freundlicher, sehr arbeitsfroher Arbeiter empfängt mich. Es war Fabrikpause. Und zwar Essenspause. Mittags gegen $^1/_2$1 Uhr. Die Arbeiter und Arbeiterinnen aßen gemeinsam. Es gab eine Fischsuppe, Káscha, Brot und Tee. Das Essen war reichlich und genießbar. Sauber. Man setzte mir eine Portion vor. Ich kostete, obwohl ich appetitlos war. Es war sauber und genießbar. Der Besuchführer war durchaus zufrieden mit den Löhnen und der Verpflegung. Hier gab es erhebliche Prämien, denn es wurde Qualitätsarbeit geleistet. Man erzählte mir von Monatslöhnen bis zu 15 000 Rubeln bei guter und freier Verpflegung und bei Lieferung von Arbeitskleidung und Zuschußlebensmitteln zu niedrigen Preisen. Die Lohnsumme ist noch keineswegs hoch bei der geringen Kaufkraft des Geldes. Die meisten Arbeiter in Moskau erreichen sie nicht, die Angestellten erst recht nicht. Aber man kann nicht von einer wirklichen Hungersnot sprechen. Das wäre übertrieben. Deutschland hat schlimmere Kriegszeiten durchlebt, wenigstens die deutsche Großstadt.

Hier sah ich Arbeiter in der Normalarbeitskleidung. Weite braune Anzüge mit etwas pludrigen Hosen, aber aus haltbarem Stoff. Es sind Schutzanzüge, Schonanzüge. Sie sollen in Zukunft allgemein verteilt werden. Sie haben Ähnlichkeit mit den französischen Bergarbeiteranzügen. Sie sind bequem, der Arbeiter kann sich in ihnen bewegen. Ich blieb ungefähr eine Stunde in der Fabrik.

Am folgenden Tage besuchte ich mit einem Textiltrustleiter die Prochoroff-Manufaktur bei Moskau, eine der größten Textilfabriken Rußlands.

Die Fabrik lag still, da kein Brennmaterial vorhanden war. Die Arbeiter reparierten und bewahrten den technischen Apparat. Wir gingen durch eine Kontrolle am Eingang der Fabrik. Ein Mitglied des Fabrikkomitees, begleitet von Spezialisten, führte uns.

Es war alles in bester Ordnung. Die Maschinen laufbereit, die Webstühle und Spindeln sauber, fix und fertig für den Betrieb. Alles ausgerichtet, reihenmäßig, sälelang. Öl troff und wurde täglich erneuert. Die Antriebsmaschinen waren geputzt, die Lampen an ihnen gerichtet. Die Schutzvorrichtungen waren tadellos.

Spinnerei, Weberei, Bleicherei, Maschinenhaus, Schaltbrett, alles stimmte. Die Besuchführer waren stolz auf den Zustand der Fabrik und konnten es sein. Nur Brennmaterial, und der Riesenapparat funktionierte am nächsten Tage. Die Leitungen spannten, die Höfe wurden gesäubert, vieles blitzte. Man wartete sehnsüchtig auf Brennmaterial.

Man zeigte uns die Tuchläger. Ungeheure Ballenstöße in Hallen und in Fabrikräumen. Genau registriert. Der Trustleiter machte eine Registrierungsprobe. Sie stimmte. Es war nichts vorbereitet für uns, unser Besuch wurde erst angemeldet kurz bevor unser Automobil abfuhr. Das heißt ungefähr eine halbe Stunde vor Ankunft in der Fabrik. Es war also keine Vorspiegelung, es waren Tatsachen.

Ich sah gute einfache Baumwolltuche. Ungeheure Mengen. (In der Fabrik Zündel bei Moskau sind die

Zustände ähnlich.) Ich sah farbige, bedruckte Gewebe. Hübsche Muster. Es waren die bekannten Moskauer Tuche, die vor dem Kriege auch schon in Deutschland erschienen. Die Moskauer Textilindustrie ist eine durchaus modern eingerichtete Industrie, sie hat die besten Maschinen und die besten Methoden.

Dann besuchten wir den Speisesaal und die Küche. Ein großer Raum. Es wird schichtweise gegessen. Die Küche war gescheuert, die Kessel waren geschrubbt. Demnächst sollten neue Kessel eingebaut werden. Im Speisesaal Sowjetinschriften und Aufführungsgelegenheiten. Ein Meetingsaal.

Die Prochórow-Fabrik ist eine kleine Fabrikstadt, eine der großen russischen Manufakturen, die Städte sind. Das heißt, die Arbeiter wohnen in der Fabrik. Der Besitzer wohnte auf dem Fabrikgelände, in einer Villa, die jetzt proletarisches Kinderheim ist. Die Arbeiterwohnungen sind Kasernen und heißen Kasernen. Auch heute noch. Durchschnittlich wohnen in einem Zimmer 6 Personen. Die Arbeiter könnten bequemer wohnen, sie könnten größere Wohnungen in der Stadt haben, aber sie wollen auf dem Fabrikgelände wohnen. Der Arbeitsbequemlichkeit halber. Es ist ja nur ein Übergang. Aber dieser Übergang ist schon bedeutsam. Denn die Sauberkeit ist in die Kasernen eingezogen. Die Zimmerböden blitzten, das Bettzeug war durchaus nicht schmuddelig, die Kleidung von Mann und Frau war reinlich. Hier haben die Gesundheitspädagogen gute Arbeit getan. Die Gesundheitspädagogen in den Fabrikkomitees, die keinen Schmutz mehr dulden wollen.

Die Backöfen und Riesenteewasserkessel stehen vor den Etagengängen der Kaserne. Arbeiterfrauen backen und bereiten das Teewasser. Frauen und Männer waren gut genährt. Abgezehrte habe ich nicht gesehen.

Die Schulkinder (Schule und Spielplätze sind auf dem Fabrikgelände) werden im Sommer zur Erholung aufs Land gebracht. Die Villa des früheren Besitzers ist jetzt ein Kinder- und Säuglingsheim. Mit vielen Betten, mit glücklichen Schwestern, mit Spielsälen, mit Kinderbesuch, mit allem, was ein Kleinkopf wünscht.

Ich weiß nicht, wie viele Fabriken in Rußland derart mustereingerichtet sind. Die Prochoroff-Fabrik ist eine Musterfabrik. In jeder Beziehung. Es ist ein Jammer, daß die Eisenbahn mobilbelastet und auch sonst leistungsschwach ist. Keinen Augenblick dürfte eine solche Fabrik stillstehen. Keinen Augenblick brauchte sie stillzustehen, denn die Arbeiter der Fabrik wollen arbeiten, rufen die Arbeit und hoffen jeden Tag auf die Arbeit.

Nach dem Rundgang lud man uns in das Sitzungszimmer des Fabrikkomitees. Wir wurden bewirtet. Über diese Bewirtung muß ich ein Wort sagen.

Zwei herzgrabende Ereignisse, zwei aufhellende Ereignisse habe ich in Moskau erlebt. Zwei wirklich herzgrabende Ereignisse, weit hellende Ereignisse: Ein Gespräch mit Krzyizanowski, dem Elektrizitätsherrscher Rußlands, dem Freund Lenins, und jene Sitzung mit dem Fabrikkomitee der Prochórow-Manufaktur. Die Besprechung mit Krischanowsky deutete mir den ökonomischen Sinn der Revolution, die Sitzung mit dem Fabrikkomitee den psychologischen Sinn.

Es war, zum erstenmal für mich, eine Bewirtung aus eigenen Mitteln, aus eigener Kraft, aus eigener Gastgeberschaft, auf eigenem Produktionsboden des Proletariats. Eine ganz neue Welt in dem Sitzungszimmer des Fabrikkomitees der Prochoroff-Manufaktur. Ein Mitglied der Familie des früheren Besitzers war anwesend, ein Mitglied der einst sehr reichen mächtigen Textilherrenfamilie Prochoroff. Der Mann hatte sich eingefügt. Aber er war nicht mehr Privatgastgeber, Gastgeber waren die Arbeiter und er mit ihnen. Ihnen gehört die Fabrik. Sie gehört ihnen nicht im Privateigentumssinne, sie gehört ihnen im Sinne des Sozialismus. Es war eine ganz neue Gastgeberschaft, es war eine revolutionäre Gastgeberschaft, es war die Gastgeberschaft der neuen Zeit. Man stellte uns Fische hin, Tee, kleine Konfitüren, Brot, Zucker. Fische, Tee, Brot, Zucker aus der

Eigenmächtigkeit des Proletariats, aus der Selbstbestimmung der Arbeiter. Dies allerdings war für mich die neue Welt.

Bescheidenheit, würdige Selbstverständlichkeit bewirtete uns. Über den Maschinen der Fabrik, in den Kasernenzimmern hängen Heiligenbilder, aber die Arbeiter sind nicht mehr demütig, nicht mehr geduckt.

Das ganze Fabrikkomitee mit dem Vorsitzenden war beisammen. Man erzählte von der Waffenverteidigung der Fabrik gegen die Konterrevolutionäre, und man zeigte sich bereit, die Fabrik wieder mit den Waffen zu verteidigen, wenn die Konterrevolution noch einmal angriffe. Die Arbeiterschaft dieser Fabrik hat die Fabrik, die Macht über die Fabrik, tatsächlich erobert.

Es gab Fragen und Antworten. Wir fragen nach den Aufgaben des Fabrikkomitees, nach der Geschichte der Fabriknationalisierung, nach dem Einfluß der Gewerkschaften auf die Administration der Fabrik, nach dem Einfluß der kommunistischen Fraktion in der Fabrik. Die Antworten waren klar, sehr bestimmt, fließend heruntergesagt. Ich hatte durchaus den Eindruck, verwaltungsfähige, leitungsqualifizierte Arbeiter vor mir zu haben. Kontrollbefähigte Arbeiter. Diesen Eindruck hatte ich durchaus. Ich weiß nicht, in wievielen Fabriken Rußlands die Arbeiter leitungsbefähigt sind, aber die Arbeiter der Prochoroff-Manufaktur bei Moskau sind verwaltungsqualifiziert.

Man war froh mit uns in der grünüberdeckten Fabrik, man war glücklich mit uns in dem Bewirtungsraum, man war bescheiden, selbstbewußt, arbeitslustig und verteidigungsbereit. Ich glaube: wollte einer Sowjetrußland mit Militärgewalt erobern, er müßte Fabrik nach Fabrik stürmen, nachdem er die rote Front vernichtet hätte. Ich glaube, das wäre unmöglich, das ist unmöglich. Lord George hat schon recht: man kann Sowjetrußland nicht mit Waffengewalt erobern.

Ich hörte von russischen Arbeitsmängeln, ich sah russische Arbeitsmängel, ich werde davon noch sprechen. Aber die Arbeiterschaft der Prochórow-Manufaktur gab

mir hohe Arbeitshoffnungen für Rußland. Erziehungshoffnungen, Qualifizierungshoffnungen. Noch ist Rußland nicht verloren.

Am nächsten Tage waren wir wieder Gäste in der Prochórow-Manufaktur. Wir nahmen teil an einer Sitzung der Kommunistischen Fraktion der Fabrik.

Es war ein kleines Meeting, sozusagen ein kommunistisches Familienmeeting. Man begrüßte uns, man setzte Hoffnungen auf uns, man verglich uns mit Lahmeren, man faßte eine Resolution und man bewirtete uns wieder. Es war wieder eine Herzlichkeit aus Eigenem.

Die kommunistischen Fraktionen, oft nur kleine Fraktionen, beherrschen die Fabriken. Nicht mit Terror, sondern mit Zielsauberkeit, mit Arbeitsbewußtheit, mit einem geraden Programm. Es sind keine Gewaltsfraktionen, doch es sind Disziplinierfraktionen, Musterfraktionen, d. h. Fraktionen von Musterarbeitern, von kommunistischen Samstagsarbeitern. Sie haben das Heft in der Hand, weil sie Beispiele sind. Sicher gibt es auch da Brüchigkeiten, aber die Herrschaft aus Beispiel, die Herrschaft aus Arbeitsbewußtheit, aus Programmfestigkeit ist Tatsache. Es sind Fagozytenfraktionen. Sie sollen die schlechten Säfte aufsaugen, wegfressen, vernichten. Die russische Revolution war eine Fagozytenrevolution. In meinem Buch: „Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands" werde ich das zeigen und begründen.

Sie sprachen, wir sprachen. Sprechen und Versprechen, Solidaritätsversicherung hin und her. Begrüßungen, Innigkeiten, Händeklatschen, Bravos. Dann war „der offizielle Teil" vorüber. Wir wollten gehen. Wir wollten uns drücken, d. h. wir wollten nicht durch die Mitte abziehen, da wir nicht stören wollten. Aber man zwang uns liebenswürdig durch die Mitte.

Während wir durch die Mitte gingen, an den Männern und Frauen vorbei, klatschte man. Man händeklatschte laut und innig, bis wir vom Raum aus nicht mehr zu sehen waren.

Jener schwarzbärtige, feingliedrige Meetingvorsitzende,

mit den Sprachkenntnissen und der herzlichen Versammlungsenergie, begleitete uns zum Wagen. Der Vorsitzende der Fraktion ebenfalls. Winken, Abfahrt.

Diesen Besuch in der Prochórow-Manufaktur werde ich nie vergessen. Es war eine Revolutionsaufhellung, mehr als alle Theorie. Zum erstenmal begriff ich, was ich bisher nicht begreifen konnte, da ich es nur geahnt hatte. Begriff, was ich einige Zeit vorher in einer kleinen Schrift „Kommunismus" niedergebracht hatte: die Psychologie der Revolution. Auch die Begrenzungen des Marxismus, seine Abgeschlossenheiten und das Überihnhinaus. Nicht etwa seine Überwindung, wohl aber seine Weiterführung, sozusagen die Psychologie des Zielmarxismus, des Endmarxismus, des guten Leninismus. Hier ist eine neue Aufgabe, eine große Aufgabe, vielleicht die größte Aufgabe der kommenden Jahrzehnte.

EXPLOSION.

Ich kam vom Wirtschaftsstudium mit dem prachtvollen Stünkel (Metallorganisator). Der prachtvolle Landa ging mit mir. Wir gingen über eine Moskwabrücke. Die Kremlkuppelstadt glühte, das Basiliusschiff dämmerte vielfarbig.

Wir gingen über den Roten Platz. Schnelle Wolken kamen am Himmel auf. Ferne Schüsse. Da zerbrach eine Spiegelscheibe im Gebäude des Arbeitskommissariats. Scheibenbrocken fielen einem Passanten auf den Kopf. Er prustete und lief davon. Der Platz war sofort leer, die Ausgänge wurden durchjagt von flatternden Leuten, die Iberische Madonna war verlassen. Nur die Kerzen brannten noch vor ihr.

Neue Wolken schossen auf, unorganische Wolken. Keine Intervalldisziplin der Kanonenschüsse, keine Tempoabmessung. Ein scharfer Knall, ein Schwefelknall, ein dumpfer Knall, eine ganze Knallfamilie auf einmal.

Über den Theaterplatz flatterten die Leute. Spiegelscheiben barsten. Überall barsten Spiegelscheiben. Luftdruck preßte sich gegen den Kremlmauerwinkel, breitete sich, dehnte sich jach auf dem weiten Platz vor der Kremlstadt, preßte hinein in die Mjasnízkaja, drückte Scheiben ein und jagte die Menschen.

Die Stadt dröhnte, die Stadt zitterte, der Boden schütterte, die Scheiben splitterten.

Was war los? In den Zeitungen stand eine Beruhigungsnotiz. Bei Moskau, so hieß es darin, würde in den nächsten Tagen Wald zu agronomischen Zwecken ausgerodet. Mit Sprengmasse. Aber das hätte nichts zu sagen.

Wir schimpften: wieder so ein russischer Organisationsunsinn, sagten wir. Wahrscheinlich hat man Sprenghaufen statt Sprenghäufchen an die Wurzeln gelegt, und nun frißt sich die Explosion unaufhaltbar weiter. So meinten wir.

Schwefelknall. Knall auf Knall, Faustknalle, Dreinschlageknalle, Druck- und Sprengknalle. Die Scheiben unserer Villa bogen sich. Gäste stemmten sich gegen die Biegung. Die Fliederdolden im Park der Villa fegten die Luft. Die Kinder kauerten und horchten ängstlich auf.

Das dauerte bis spät in die Nacht.

Was war los?

Am anderen Morgen sagte mir jener Textiltrustleiter, ein Munitionslager bei Moskau sei in die Luft gegangen. Ein Altmateriallager, aber immerhin ein Munitionslager. Kein Schwerschade, keine Kriegslähmung, aber ein Munitionslager. Es sei eine Schweinerei. Man wisse noch nicht, ob Selbstentzündung oder gegenrevolutionärer Anschlag. Außer Scheibensprung sei in Moskau nichts passiert.

Aber, sagte er, stolz atmend, um 11 Uhr abends war die ganze Kommunistische Partei Moskaus mobilisiert. An einem Ruhetage um 11 Uhr abends. Telephonorders, schnelle Weitergabe, und alles, Männer und Frauen, mit Gewehr, mit Abwehrentschlossenheit, mit Säuberungsentschlossenheit sei auf den Beinen gewesen.

Die Explosion habe also eine Wachsamkeitsgeneralprobe veranlaßt. Das erzwungene Manöver sei geglückt. Die Partei in Moskau sei bereit, auch an Ruhetagen.

Bis dahin kannte ich diese Parteibereitschaft noch nicht. Ich wußte nichts von dieser Soldatendisziplin, von dieser ständigen Alarmbereitschaft auch in Ruhezeiten. Keine Alarmbereitschaft mit entsichertem Gewehr, aber eine Alarmbereitschaft mit dem Zielbewußtsein, mit dem Notwendigkeitsbewußtsein, mit dem Opferungsbewußtsein in jedem Gefahraugenblick. Nur wenige hatten gefehlt.

Gegen Morgen hatte die Knallerei aufgehört, die Scheibenspringerei, die Herzdrückerei. Selten habe ich im Westkriege eine solche Kanonade gehört.

Aber man ist in Moskau bereit, alarmbereit wie im Westkriege. Nicht mit entsichertem Gewehr, aber mit der Opferbereitschaft, mit der Disziplin, mit dem Zuhilfespringenmüssen, wenn Gefahr aufkommt; wenn schnelle, undisziplinierte Wolken, unorganische Wolken aufschießen.

DIE PARTEI.

Die Kommunistische Partei Rußlands (Bolschewiki) ist eine summenkleine Partei. Sie hat nur etwas mehr als 600 000 Mitglieder. Nur etwas mehr als 600 000 Mitglieder bei einer Gesamtbevölkerung von mindestens 150 Millionen.

Es gibt Orte, zum Beispiel im Norden Rußlands, größere Orte, mit nur wenigen Kommunisten.

Trotzdem herrscht die Kommunistische Partei Rußlands. Sie beherrscht zwar nicht alle Seelen Rußlands, aber der Verwaltungsapparat, die Armee ist in Händen der Bolschewiki.

Nicht viel mehr als 600 000 Menschen herrschen tatsächlich in Sowjetrußland. Augenblicklich noch viel weniger als 600 000 Menschen, denn ein großer Teil der Parteikommunisten, vielleicht der größte Teil, ist an der Front. Moskau beispielsweise wird nur von wenigen Kommunisten verwaltet. Nie zuvor hat ein Regime mit so wenig Menschenkräften geherrscht.

Das muß Gründe haben, stichhaltige Gründe, Schwergründe. Ein Volk von 150 Millionen Menschen erträgt nicht ohne weiteres und nicht lange, nicht Jahre hindurch die Herrschaft einer solchen Minderheit. Ein Volk hat immer die Kraft, eine Minderheitsherrschaft zu beseitigen, wenn es den Beseitigungswillen hat.

Der Beseitigungswille fehlt in Rußland. Weshalb fehlt er? Weil kein Mensch weiß, was an die Stelle der Bolschewiki treten soll, wer das Amt übernehmen soll und wie das Amt wesentlich anders ausgeübt werden soll.

Viele Leute in Moskau sprechen von Denikin mit Inbrunst. Aber wenn man sie fragt, was denn Denikin Besseres bringen würde, so schweigen sie. Sie wissen es nicht und sie können es auch nicht wissen, denn keine Partei, kein Machtinhaber könnte wesentlich anderes bringen, wesentlich Besseres bringen als die Bolschewiki.

Ich fahndete nach der Ursache, nach den Ursachen. Denn das ist für die ganze Welt ein Problem von ungeheurer Bedeutung. Ich fahndete besonders nach den ökonomischen Ursachen. Ich fahndete unvoreingenommen danach, wirklich voraussetzungslos. Ich kam zu folgendem Schluß:

Die Übernahme der Macht durch die Bolschewiki war weiter nichts als die Firmierung und die Weiterorganisierung eines Zustandes. Sie war weiter nichts als der Ausbau einer schon bestehenden Organisation zur Überwindung der ungeheuren Landesschwierigkeiten mit Hilfe der Kraft des Proletariats. Alles andere war Begleiterscheinung. Begleiterscheinungen, die man billigen oder nicht billigen kann, aber es waren keine wesentlichen Erscheinungen. In meinem Buche „Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands“ werde ich den Erklärungsversuch, den Begründungsversuch für diese Tatsache machen. Ich erkannte deutlich den Charakter dieser Revolution, die wahrhaftig nur eine Mußrevolution gewesen ist. Allerdings eine Mußrevolution geführt von energischen Menschen mit Augen für die Gelegenheit.

Das war die Ursache der Machtergreifung und auch schon die Anfangsursache der Machtbefestigung. Befestigt, wirklich befestigt wurde die Macht dann durch

Taktik, nach einem zwar grundsatzfesten, aber schmiegsamen Programm, über das augenblicklich wieder viel Unsinn verbreitet wird. Mit einem sozusagen kommunistisch realpolitischen Programm, kommunistisch-diplomatischen Programm.

Die Diktatur des Proletariats, die die Kommunistische Partei Rußlands proklamiert hat, ist insofern wirklich eine Diktatur des Proletariats, als der allergrößte Teil des russischen Proletariats, des Industrieproletariats und der Kleinbauern die bolschewikische Verwaltungsform braucht. Auch der große Teil des Proletariats, der nicht der kommunistischen Partei mitgliedmäßig angehört. Andererseits ist es eine Diktatur der Kommunistischen Partei Rußlands, die einfach versucht, die Notwendigkeiten der Entwicklung zu werten, auszunützen und zu organisieren. Das ist, in wenigen Sätzen, die ganze Ursache der Bolschewikenherrschaft.

Rußland ist größtenteils nicht kommunistisch, aber es ist größtenteils sowjetistisch. Das ist das Geheimnis. Es gibt kein anderes System mehr, wenigstens nicht in diesem Augenblick und für lange Zeiten. Das System erfährt Biegungen, Abweichungen aus Realpolitik, über die viel Unsinn erzählt wird, aber das System selbst ist heute unausrottbar. Auch ein Zar könnte es nicht ausrotten. Er könnte nur ein Sowjetzar sein, und somit wäre er kein Zar. Man muß sich damit vertraut machen. Es ist so, es ist nicht anders, man kommt nicht herum, und Europa und Amerika schaden sich nur, wenn sie glauben, herumzukommen.

Vielleicht ist es möglich, die Kommunistische Partei Rußlands von der Macht zu drängen und das eine oder andere anders zu machen als sie. Aber es ist nicht möglich, die Entwicklung zurückzubiegen. Sie ist so weit gediehen, daß sie nicht mehr zurückbiegbar ist. Oder aber das Land würde ein Chaos werden.

Die Kommunistische Partei Rußlands greift in alles, programmisiert alles, stellt für alles Grundsätze auf, oszilliert mit Nebensätzen um die Grundsätze und sucht danach zu handeln. Sie ist wie ein Jesuitenorden, sie läßt

nicht ab von den Hauptgrundsätzen, aber sie gibt nach mit Nebensätzen. Sie ist starr und biegsam, sie züchtet Staatsmänner und sie ist auf ihren Grundsätzen zu allerlei Konzessionen bereit.

Sie beherrscht die Stellenbesetzungen, die politische und wirtschaftliche Verwaltung. Sie beherrscht mit Wenigen die Armee. Eine Armee fügt sich nur Wenigen, wenn die Wenigen die Bedürfnisse der Armee als die Bedürfnisse des Landes erkennen. Es ist dabei ganz gleichgültig, im Augenblick ganz gleichgültig, ob Soldatenräte alter Kompetenz oder politische Kommissare bestehen.

Die Kommunistische Partei Rußlands sucht die nationalen Beziehungen zu regeln, die Rechtsprechung, die Volksbildung, die religiösen Beziehungen, das gesamte wirtschaftliche Leben und die Sozialpolitik Sowjetrußlands.

Sie bedarf dazu einer wirklichen Disziplin. Sie muß eine Truppe sein. Eine Pioniertruppe und eine Durchhaltetruppe gegen alle die Widerstände, die noch vorhanden sind (auch darüber wird in diesem Buche noch gesprochen werden).

Deshalb siebt die Partei. Sie läßt nicht jeden hinein in ihre Front, sie sucht aus, sie prüft, sie beschließt die Aufnahme nur nach sorgfältiger Prüfung.

Denn die Partei könnte viel größer sein, wenn sie wollte. Viele wünschen den Beitritt, aber sie werden nicht aufgenommen. Sie wünschen ihn nicht der Verantwortung wegen, sondern der Stellung wegen.

Denn die Mitgliedschaft bedeutet eventuell die Übernahme wichtiger Posten. Sie bedeutet auch einen Schutz. Aber die Partei kann auf den wichtigen Posten nur Leute gebrauchen, die ihr mit dem Herzen angehören und mit voller Opferlust. Diese Leute nimmt sie auf und schützt sie auch.

Selbstverständlich wird es auch in der Kommunistischen Partei Rußlands Herzabgewendete geben, Männer und Frauen, die positionsgierig sind oder schmeichlerisch und unterkriechsam. Davor ist keine Partei sicher, auch die Kommunistische Partei Rußlands nicht. In Moskau

wurde mir über das Vorhandensein derartiger Krankheitsstoffe in der Partei geklagt.

Die Kommunistische Partei Rußlands hat die Macht übernommen. Prüft man die ökonomische Entwicklung Rußlands in der Kriegszeit und besonders in der Kerenskizeit, so folgert man: keine andere Partei konnte in diesem Augenblick, im Oktober 1917, die Macht übernehmen, ohne das Land noch tiefer in die Katastrophe zu treiben.

Das sagten mir auch Nichtkommunisten in Moskau.

So ist nach meinen Moskauer Erfahrungen, kurz gesprochen, die Mission und das Wesen der Bolschewikimacht zu erklären.

MOSKAUER ZEIT.

Die Uhr geht vor in Moskau, die Sommeruhr geht Stunden vor. Die Arbeit beginnt daher sehr früh und endet sehr früh. Mittags, nach Berliner Zeit, schließen die Bureaus und die Fabriken. Es ist gut so, denn der Erholungsdrang kann den Tag ausnützen. Moskau ist erholungsbedürftig. Die Moskauer Nerven sind keine Friedensnerven mehr. Sie brauchen Spaziergänge, Hingestrecktsein, Lässigkeit.

Allerdings gibt es auch Nerven in Moskau, die von den Peitschungen nicht wegkommen. Die Verwaltungsleiter schuften 12 Stunden, 14 Stunden und mehr. Tschitscherin ist solch ein Schufter, und viele andere mühen sich von früh bis spät. Sie sind rastlos, weil Kräftemangel herrscht und weil das Arbeitsquantum gerade jetzt riesenhaft ist. Tschitscherin beginnt die Arbeit spätnachmittags und endet sie gegen 6 Uhr früh nach Moskauer Zeit. Aber das sind Intensitätsausnahmen.

Man hat Zeit in Moskau. Man hatte immer schon Zeit in Moskau, und auch heute noch hat man Zeit. Rußland ist weit und die Zeit ist lang in Rußland. Es kommt nicht auf eine Stunde mehr oder weniger an.

Ich war oft ungeduldig, ich habe mit dem Fuße aufgestampft, auf Tische geschlagen, ich konnte mich mit

der Moskauer Zeit nicht befreunden. Wohl mit der Sommerzeit, nicht aber mit dem Zeitgefühl der Moskauer.

Ich arbeitete dort mit einem prachtvollen Menschen, mit einem Wirtschaftskenner, einem jungen Menschen, der aber allerlei kannte. Mehr kannte, als viele Ältere, und den man auf einen falschen Platz gestellt hat. Auch so etwas gibt es in Moskau. Es ist ein Organisationsmangel.

Dieser Könner besaß keine Uhr. Einmal kam er um 10 Uhr früh ins Bureau, dann wieder um 9, dann um 11, dann um 12. Die Uhrlosigkeit störte ihn gar nicht, und als unser Delegationshäuptling ihm eine Wertheimuhr (Stahlgehäuse mit Unzuverlässigkeit) schenkte, ließ ihn das ziemlich kalt. Meistens vergaß er den Besitz dieser Uhr.

Dieser prächtige Mann und andere prächtige Männer bestellten mich für eine bestimmte Zeit. Ich war natürlich da. Mit sogenannter militärischer Pünktlichkeit, preußisch-militärischer Pünktlichkeit, d. h. 10 Minuten vor dem Termin. Aber sie waren nicht da, oder sie lagen noch im Bett, oder sie hatten ihren Tee noch nicht getrunken, oder sie hatten vor dem Studiumbeginn noch irgend etwas zu erledigen. Es gab auch Pünktliche, Preußen an Pünktlichkeit, Militärpreußen an Pünktlichkeit. Aber sie waren selten und sie hatten in Deutschland gearbeitet.

Ich glaube, Lenin hat schon gegen diese Schluderei gewettert. Sie muß raus, sie ist ein Werkfehler, ein Uhrwerkfehler in den Russen. Ein Werkfehler wie die Versprechungen, die aus süßem Herzen, aus innigem Herzen gegeben und nicht gehalten werden. Das muß raus aus den Russen, sonst werden sie noch allerlei Peinlichkeiten erleben.

Fürchterlich ist folgender Unfug: Du sprichst mit einem Bureauleiter. Der Faden spannt sich von dir zu ihm, von ihm zu dir. Die Tür geht auf und irgendeiner stürzt sich in den Faden hinein, zerreißt ihn und spricht rücksichtslos an dir vorbei mit dem Bureauleiter. Du birst beinahe vor Wut, du stampfst, du zitterst, denn du hast keine Zeit. Der Fadenzerreißer oder die Fadenzerreißerin geht weg, lächelnd als wäre nichts geschehen, und

gleich darauf kommt wieder ein Zerreißer und spricht an dir vorbei. Es ist keine Rationierung in diesem Konferenzbetrieb, die Zeit wird verspritzt, der Bureauleiter verliert die Übersicht. Ordnung fehlt, Aufreihegefühl, Hintereinandergefühl. Lenin hat das Gefühl und andere haben es auch. Bei ihnen geht alles hübsch hintereinander, nacheinander, angereiht, geordnet, registriert, angemeldet, abgemeldet, angefertigt. Ordnung, Ordnung, Ordnung. Segensreiche.

DIE DRITTE INTERNATIONALE.

Sie hat ihr Bureau im Gebäude der früheren Deutschen Botschaft. Déneshnyi 5. In einer Nebenstraße. Nicht weit davon, schräg gegenüber wohnt der Vorsitzende der Außerordentlichen Kommission.

Ein Tag nach meiner Ankunft in Moskau hatte ich ein Gespräch mit Radek in dem Arbeitszimmer des ermordeten Grafen Mirbach. Radek machte mich darauf aufmerksam.

Es ist ein schönes Gebäude. Mit einem luftigen, gobelinbehangenen Vestibül. Salon und Empfangszimmer der Botschaft sehen noch so aus wie zur Zeit Mirbachs. Wenigstens sagte man mir das. Man zeigte mir die Stelle, an der die Kugel Mirbach traf und den Weg, auf dem er bis zum Zusammenbrechen wankte. Man denkt nur sehr ungern an diesen Schrecken. Die Bolschewiki wollten mit Mirbach weiterarbeiten, sie bedauerten zähneknirschend die Ermordung. So sagte man mir in Moskau. Man schilderte mir den Ermordungshergang, das Automobil der Mörder, die Flucht der Mörder. Es war eine freche und nichtsnutzende Tat.

In einem Parterrezimmer, nicht weit vom Arbeitszimmer Radeks, sitzt Klinger, der Sekretär der Dritten Internationale. Vertreter der Wolga-Deutschen. Ein schmaler, bärtiger Mann mit vielen Nerven. Nicht robust und oft unter der Last gebeugt. Hier ist ein eigentümliches Gewimmel. Alle Rassen treffen sich hier, alle Moskau-Sehnsüchtigen. Aus Asien, Europa, Amerika

kommen sie. Es ist hier ein Sprachgezwitscher, eine Heroenlandkarte. Die Geschichte der Dritten Internationale in Moskau ist vielleicht die interessanteste Geschichte auf Erden. Es ist eine großpolitische Geschichte, eine Opferungsgeschichte, eine Fernwirkungsgeschichte beinahe wie die Geschichte des Papsttums.

Ich weiß nicht, ob die Organisation dieser Weltumspannung klappt. Nur wenige Menschen arbeiten in dem Bureau. Es ist still dort, aber rote Fanfaren brausen von hier. Es ist sozusagen, gebäudlich genommen, ein kleiner Vatikan. Vielleicht ist jedoch der Einfluß nicht geringer als der Vatikaneinfluß auf die Welt. Es ist kein gemachter Einfluß, es ist nur eine Organisationszentrale, eine zentralisierte Organisation des schon Vorhandenen, des Sichentwickelnden. Revolutionen sind, wie Religionen, keine Gewaltsachen, keine Sachen des Hineintragens, sondern Entstehungssachen.

Hinter dem Gebäude liegt ein kleiner Park. Er ist vernachlässigt. Die Gräser stehen hoch und ungleich, der Springbrunnen arbeitet nicht mehr. Seine Figur ist verwittert. Während die Dritte Internationale baut, bröckelt der Park.

DWA NULLA.

Dwa Nulla ist russisch. Es heißt zwei Nullen, zweimal null, doppelnull.

Jetzt brauchte ich nur noch zu sagen: Moskauer Brot. Mehr brauchte ich nicht zu sagen: Moskauer Brot und dann Dwa Nulla. Oder den Tag dreimal Moskauer Brot und sechsmal Dwa Nulla. Oder den Tag dreimal Moskauer Brot und zwölfmal Dwa Nulla.

In unserem Hause wohnten zwölf bis sechzehn Menschen. Das machte mindestens 72 Dwa Nulla. An heißen Tagen mindestens 144 Dwa Nulla.

Es gab zwei Türen mit Dwa Nulla in unserem Hause. Man berechne danach.

Zwei weiße Türen, hinter denen zwei weiße Baderäume liegen mit zwei weißen . . .

Aber die Rechnung stimmt noch nicht, denn in unserem Hause wohnte ein Tatar.

Ein langes Reck, ein Riesenstreichholz, ein Mastbaum. Er hatte eine Lammfellmütze auf dem Kopf und erwartete die Proklamierung der tatarischen Republik.

Wo erwartete er die Proklamierung der tatarischen Republik? Von morgens um 9 Uhr bis morgens um 9 Uhr war er auf dem Wege nach Dwa Nulla und auf dem Wege von Dwa Nulla nach seinem Bau.

Bei ihm war es nicht das Moskauer Brot, bei ihm war es die Freiheitserwartung, die Proklamationserwartung. Er wollte sich von dem alten Regime säubern, er wollte das alte Regime wegspülen: In Dwa Nulla mit dem alten Regime! Die Republik sollte keinen Speichel des alten Regimes mehr bei ihm finden.

Von morgens 9 Uhr bis abends 9 Uhr wandelte dieser Mastbaum aus dem Osten. Mit asiatischer Ruhe wandelte er. Gar nicht eilig, wie wir in solchen Fällen wandeln, sondern asiatisch gleichmäßig, in einem von oben nach unten schwarzweiß gestreiften Anzug und in langen Stiefeln.

Unser Delegationshäuptling verdarb ihm die Rechnung. Er rächte die Genossen, die Damen und Herren. Denn schon war eine Dwa-Nulla-Katastrophe ausgebrochen. Die Stimmung drohte bei den Journalisten umzuschlagen, gegen Moskau. Das mußte verhindert werden.

Unser Delegationshäuptling also legte sich in die Badewanne, an einem Heißwassertag.

Der Tatar kam mit asiatischen Schritten. Er klopfte, er rüttelte, er stieß, er sprach sogar. Nie zuvor hatte er gesprochen, jetzt sprach er sogar.

Er ratterte, er stampfte mit den asiatischen Gleichmäßigkeitsstelzen. Noch war allzuviel altes Regime in ihm.

Aber der Delegationshäuptling badete. Er badete eine halbe Stunde, drei Viertelstunden, eine ganze Stunde.

Die tatarische Gleichmäßigkeit wurde Ungleichmäßigkeit, höchst untatarische Ungleichmäßigkeit. Sie wurde

ein unsymmetrisches Geschmetter, ein Pauken ohne Intervallempfindung. Es war eben noch das alte Regime.

Aber die Stimmung für Moskau war gerettet. Der Tatar war wütend, er schloß sich noch mehr ab, er verhärtete sich sozusagen. Er pendelte nicht mehr von 9 bis 9 zwischen seinem Bau und Dwa Nulla. Ich bin sicher: als die Republik Tatarien proklamiert wurde, war noch nicht alles weggespült. Es war noch altes Regime in ihm, verhärtet und daher doppelt gefährlich.

BEI BOURGEOIS.

Sie wohnen in einer Privatstraße Moskaus. In einem gutgebauten Haus mit einem Fahrstuhl im Treppenaufgang. Aber Fahrstühle funktionieren jetzt nicht in Moskau. Man muß Strom sparen, weil man wenig Brennmaterial hat.

Eine große Überlandzentrale bei Moskau arbeitet. Sie ist von deutschen Firmen gebaut (in Friedenszeiten). Von Siemens, der A. E. G., der Porzellanfabrik Rosenthal. Von hier aus spannt sich ein großartiges Netz über das Moskauer Gebiet. Die Zentrale arbeitet, arbeitet exakt, aber sie versorgt noch nicht alles, was sie versorgen möchte, weil man Strom sparen muß.

Auch die Fahrstühle in den Ämtern gehen nicht. Bis zum letzten Stockwerk im Gebäude des Obersten Wirtschaftsrates braucht man mindestens ein Paar Schuhsohlen, denn der Fahrstuhl geht nicht. Man kommt dort mit völlig ausgepfiffenen Lungen an. Es hilft nichts, der Fahrstuhl geht nicht. Rationierung, segensreiche.

Man sagt in Moskau nicht Bourgeois, sondern Burjuĭ oder Burjoi. Es ist eine Tendenzverballhornung, eine Verachtungsvokalisierung. Es gibt noch mehr Tendenzverballhornungen, Tendenzkürzungen, Tendenzbiegungen. Beispielsweise Spezi für Spezialist. Spezi, das ist in Moskau nicht nur der Fachmann, sondern der renitente Fachmann, der sabotierende Fachmann, der faule Fachmann.

Burjois hausen in keiner Kloake. Sie sind nicht

luftabgeschnürt, zwangsbeschnitten. Ich sah in der Wohnung Tische, Stühle, Ölbilder, „echte" Bilder. Ich saß auf einem Sofa, das mit Ripstuch überspannt war und wurde zum Braten eingeladen.

Frau Burjoi stak in einer Matinee. Vielleicht in einem Kimono. Ich kenne das nicht so genau. Ich weiß noch nicht einmal, ob Pyjama männlich oder neutral ist. Aber es war ein gutes Bekleidungsstück, wellig bis an die hellen Hausschuhe reichend. Um die Füße waren Florstrümpfe. Ich wurde zum Braten eingeladen.

Im dritten Zimmer stand ein Kinderwagen, ein bürgerlicher Kinderwagen, mit einer treuen Seele daneben. Es war eine Amme. Eine wirkliche Amme, kein Ammenphantom, keine viertdimensionale Ammenerscheinung, sondern eine Amme aus Bein und Brust. Eine Amme, wie der Säugling sie braucht. Also eine gewölbte Amme, keine Flachamme. Es war eine wirkliche Amme.

Der prachtvolle Landa war mit mir bei Burjois. Er ist ein Kommunist und steckt in einem Lederanzug. Die Zehen des rechten Fußes steckten allerdings gar nicht mehr. Oder sie steckten draußen, wenn ich so sagen darf, von Luft umhüllt. Es war warme Moskauer Sommerluft, völlig unschädlich für die Zehen. Sie säuberte die Zehen zwar nicht. Das kann man nicht sagen, aber sie war warm.

Außerdem trug der prachtvolle Landa einen Everclean. Everclean ist eine ideale Sache. Everclean ist durchaus waschecht. Man braucht nur einen Everclean. Mehr braucht man nicht. Der prachtvolle Landa wusch ihn jeden Morgen mit Teewasser. Dann blitzte er, dann jauchzte er weiß in der warmen Sonne Moskaus.

Diesem Everclean Landas gegenüber kokettierte ein Spitzenüberhang und eine rechte Hand mit Brillantringen. Daneben stand eine junge Dame. Eine junge Dame und kein Mädel. Mit Florstrümpfen, mit einer breitgestreiften Seidenbahn um sich, mit weichen Augen und mit bitteren Klagen.

Denn es begann ein Systemgespräch, eine Problemdiskussion. Burjois waren unzufrieden mit dem Regime.

Das kann ihnen kein Mensch verübeln. Denn dieses Regime ist wahrhaftig noch keine Paradiesgartenverwaltung. Es ist die Verwaltung eines Ackers, eines groben Landstückes mit noch vielem Unkraut, schlecht gejätet, sogar noch schlecht gepflügt. Es ist kein Herzvergnügen, kein Burjoisvergnügen, auf diesem Acker zu wandeln. Florstrümpfe oder florstrumpfige Seelen fühlen sich nicht wohl auf diesem Acker. Es ist nichts für florstrumpfige Seelen.

Die Dame mit der florstrumpfigen Seele war eine Sowjetbeamtin. Die Kimonodame arbeitete gar nicht. Ich möchte, sagte sie herzinnig, dem Volke dienen. Aber ich kann dem Volke nicht dienen, ich habe nichts gelernt. Revolutionen dürften erst kommen, wenn alle volksdienstvorbereitet sind.

Was soll ich tun? fragte sie. Ich muß Sachen verkaufen, denn unter 100 000 Rubeln monatlich geht es nicht. Zu wenig Brot, kein Zubrot. Was soll man tun? Man verkauft ein Stück nach dem andern. Leider, sagte sie, leider kann ich nicht dem Volke dienen.

Sie schwärmten von Lenin, aber sie jammerten über andere. Es gibt noch vieles zu bejammern in Moskau. Die Sowjettätigen sind bei Gott nicht alle Uneigennützigkeitsfanatiker. Auch von ihnen dienen viele nicht dem Volke.

Die Kleine mit der florstrumpfigen Seele und der Seidenbahn um sich klagte mit. Sie diente zwar dem Volke nach ihrer Art, aber sie verdiente damit nicht genug. Die Sowjetbeamten und Sowjetbeamtinnen verdienen (mit Ausnahmen) tatsächlich nicht genug. Weder an Geld noch an Naturalien. Das Moskauer Beamtenessen (meistens in den Amtsgebäuden verabreicht) ist kein Luxusessen. Es reicht nicht. Auch die Brotzuweisung genügt nicht. Es ist hier mindestens ein Entlöhnungsfehler. Die Geldentwertung galoppiert so schnell, daß die Löhne und Gehälter nicht mitkommen (Reallohn).

Aber die Kleine mit der florstrumpfigen Seele sah gar nicht verhungert aus. Sie war kein Skelett, sondern eine Molligkeit. Sie war prick, sauber, sie hatte Glanz-

nägel. Sie lebte also und lebte gut. Jeder jammert in Moskau, aber jeder lebt, und Hunderttausende leben gar nicht schlecht.

Kein Bourgeois kann sich mit dem System befreunden, herzinnig befreunden. Der Moskauer Bourgeois war in Friedenszeiten ein Bettgenießer, ein Tischgenießer, ein Trunkgenießer. Er kann sich jetzt mit der Enthaltsamkeit nicht befreunden. Das ist selbstverständlich.

Aber er lebt, auch wenn er dem Volke nicht dienen kann. Er lebt so lange ohne Dienst am Volke, bis er alles, was ihm die Dienstlosigkeit ermöglicht, verlebt hat. Dann allerdings muß er dem Volke dienen.

Brotklagen, Fleischklagen, Essensklagen, Kleidungsklagen, Geldklagen. Man hört sie immer wieder. Es sind Situationsklagen, Gegenwartszustandsklagen. Perspektiven gibt es nicht, sondern nur Retroperspektiven. Das ist begreiflich, es wird auch anderswo so sein oder werden.

Bourgeois sind keine Sozialisten, Kommunisten sind sie gewiß nicht. Sie verloren, während der Sozialismus gewann. Daher sind sie berechtigt zu schimpfen, denn sie wissen nicht, daß der Sozialismus auch für sie gewinnt.

Ich wies auf den Kinderwagen, auf den Säugling an der gewölbten Amme. Ich meinte: dieser Säugling wird einst dem Volke dienen und er wird dann nicht mehr klagen. Es wird kein klagender Zustandsmensch sein, kein klagender Gegenwartszustandsmensch, vielleicht auch kein Perspektivmensch, vielleicht schon ein Mensch, der mit der Gegenwart zufrieden ist. Sicher kein Retrospektivmensch. Die Vergangenheit wird schon ein Museum für ihn sein.

Vielleicht, sagte der Kimono. Vielleicht, sagte die florstrumpfige Seele. Aber was haben wir davon? Davon haben wir nichts. Wir sind Gegenwartszustandsmenschen, und der gegenwärtige Zustand ist kein schöner Zustand, es ist ein Zustand, Zustand . . .

Wir nahmen die Einladung zum Braten nicht an. Nicht aus Abneigung gegen Braten. Ich sehnte mich nach Braten in Moskau, ich schimpfte auf die bratengesegnete englische Mission. Als ich, auf der Rückfahrt, in Narwa war, verdarb ich mir sofort den Magen an gehäuften Schweinskoteletten. So sehr sehnte ich mich nach Bratfleisch.

Aber jener Braten wäre grundsatzumtochten gewesen, ein prinzipienumkämpfter Braten. So ging ich nach Hause, an den Tisch mit Kascha, aufgetragen von Sascha, der Sowjethausköchin mit den dicken Backen, dem Zahngeschwür und der Dienstbereitschaft am Volke.

SCHLEICHHANDEL UND SABOTAGE.

Moskau lebt. Moskau ist kein Hungerturm. Moskauer Frauen sind ballonbackig. Auch im Gesicht. Moskauer Kinder sind puttenpopoig. Moskauer Männer sind nicht blutleer, nicht markarm, nicht knickgängig.

Moskau lebt. Aber Moskau lebt nur zum Teil von den rationierten Produkten, nur zum Teil von dem erarbeiteten Gelde. Zum großen Teil lebt Moskau vom Schleichhandel. Aktiv und passiv vom Schleichhandel. Es schleichhandelt, es kauft vom Schleichhandel, es schiebt, schiebt, schiebt.

Der Schleichhandel ist Ventilhandel. Denn man kann nicht kommandieren: lebt von den rationierten Produkten, wenn nicht genügend Produkte rationiert sind. Das ist meines Erachtens eine Übergangsangelegenheit, aber sie ist in diesem Augenblick sehr wichtig für den Moskauer Gedankenablauf.

In Moskau wird alles geschoben. Alles wird schleichgehandelt. Man kann sagen, von der Stecknadel bis zur Kuh. Möbel, Brillanten, Weißkuchen, Brot, Fleisch, alles wird schleichgehandelt. Die Suchárewka in Moskau ist ein Schleichhandelsbasar, ein Schieberwarenhaus. Ab und zu werden dort Razzias veranstaltet. Aber die Schieberei wird nicht niedergemacht. Sie ist eine vervielfachte Hydra, sie kommt tausendköpfig wieder.

Moskau hat Freimärkte, eine ganze Anzahl Freimärkte, offiziell geduldete Märkte, Ergänzungsmärkte, Zubrotmärkte. Zum Beispiel einen Ergänzungsmarkt in

der Nähe des Theaterplatzes. Mit Gurken, Fischen, Hartkuchen, Eiern, Grünkram aller Arten. Es ist ein Gewimmel auf einem langen Bürgersteig. Buden stehen an den Bordsteinen, Händler hocken, Händler tuscheln von hinten in Käuferohren.

Die Gurke kostet 200—250 Rubel, das Ei 125—150 Rubel und das andere entsprechend. Es ist nicht viel, umgerechnet auf westeuropäische Valuta oder gar auf amerikanische Valuta. Für den Dollar erhielt man von Valutaschiebern zu meiner Besuchszeit in Moskau tausend Bolschewistenrubel. Man erzählte mir, ein Amerikaner habe 3000 Dollar in Bolschewistenrubel umgetauscht. Er habe 9 Millionen Bolschewistenrubel erhalten. Es ist verboten, Valuta zu spekulieren, die Währung zu durchsprenkeln, zu verwirren. Wenn man von einer Währung sprechen will. (Davon wird noch die Rede sein.) Aber es wird Valuta spekuliert. Alles wird geschoben, natürlich auch Geld.

Milch wird von Bauern an allen Ecken feilgeboten. Gute Milch, keine Manschmilch. Man verbietet den Verkauf nicht. Es ist kein Schleichverkauf, es ist ein erlaubter Ventil- und Ergänzungsverkauf. Aber anderes wird geschoben. Jede rationierte Kleinware wird geschoben oder (schieberisch ausgedrückt) in jeder rationierten Kleinware wird geschoben. Soweit die Erfassung noch nicht gediehen ist. Selbst Großwaren werden geschoben. Brennholz wird geschoben, Kleidungsstücke werden geschoben, alles wird geschoben.

Diese Schieberei, die Schleichhändlerei, die Hamsterei ist eine Arbeitsbehinderung. Die Schieberei ist in der Seele der Arbeitenden. Sie schieben, während sie arbeiten, sie schieben, während sie arbeiten sollen.

Man kämpft dagegen, aber man konnte die Schieberei noch nicht ausrotten. Es ging noch nicht, es ging ganz selbstverständlich noch nicht. Es ist Krieg, es gibt zu wenig bewußte Zupacker in Moskau. Es ist das eine Entwicklungssache. Eine Kardinalsache ist es, so glaube ich, nicht.

In Deutschland kennt man das: Höchstpreise und

Rationierungen sind Durchbrechungsanreize. Aber in Rußland ist der Untergrund ein ganz anderer, die Erfassungsgrundsätze, die Erfassungsvoraussetzungen sind radikaler.

Moskau war immer eine Händlerstadt. Das war in der Revolution eine politische Sache und ist es jetzt auch noch. Moskau handelt noch immer. Bürgerliche handeln in Moskau, Beamte handeln, Arbeiter handeln. Moskau ist der große verbotene Freihandelshafen Rußlands. Oft ist der Handel einfacher Tauschhandel. Ich sah folgendes: Ein Mann sprach einen anderen Mann an, ein Mann in langen Filzstiefeln einen Mann in Lederschuhen. Sie gingen hinter den Lorbeerbusch. Dort zogen sie beide ihre Beschuhung oder Bebeinung aus. Nun zog der Filzstiefelmann die Schuhe an und der Schuhmann die Filzstiefel. Reiner Tauschhandel, Eckenhandel, Handel hinter dem Lorbeerbusch, sozusagen vereinfachter bargeldloser Verkehr.

Die Todesstrafe ist abgeschafft in Rußland. Nur an der Front wird sie noch verhängt. So sagte man mir. Die Außerordentliche Kommission kämpft jetzt gegen Spekulanten und Saboteure. Die Spekulation wird begriffen als bewußte, allgemeinschädigende Störung des Rationierungsprozesses. Die Sabotage als direkte und indirekte, aktive und passive Fernhaltung von der Arbeit. Als Arbeitrenitenz, als Arbeitslähmung, als fortgesetzte Faulheit.

Der Spekulant ist populär in Moskau, plakatpopulär, varietépopulär. Er wird nicht nur scharf bekämpft, ins Loch gesetzt oder zur Arbeit gezwungen, sondern auch bespöttelt. Einen Komiker sah ich, der ein Couplet an einer Holzpuppe herunterohrfeigte. Spekulante, Spekulante sauste der Refrain gegen die Holzbacke. Das Publikum juchzte und keiner fühlte sich mitgeohrfeigt. Ganz wie bei uns, ganz wie bei uns. Aber doch anders als bei uns (problematisch gesehen).

Es gibt Klein- und Großspekulation, Klein- und Großsabotage. Es werden noch unerhörte Schweinereien begangen, Verbrechen an der Gesundheit des Volkes. Lager-

schiebereien von Kolossalausmaß. Die Strafen sind entsprechend. Solche Halunken braucht man nicht zu schonen, Halunken, die den Frierenden die Wärme nehmen. Solche Halunken muß man bestrafen, daß die Knochen knacken. Man faßt sie, meine ich, in Moskau noch viel zu milde an.

Zwangsarbeit soll das Hauptmittel gegen Faulheit sein, wie gegen volksschädigende Spekulation. Aber mir schien, es ist noch nicht genügend System in der Zwangsarbeit. Jeder Volksschädiger dieser Art müßte schweißperlig schuften. Er müßte seine Lumperei mit Produktion wieder gutmachen.

Gegen die Kleinsabotage, die Faulheitssabotage, die Renitenzsabotage gibt es kleine Disziplinarstrafen. Gewisse Verwaltungsleiter haben Disziplinarbefugnisse wie etwa ein Hauptmann in der früheren preußischen Armee. Bis zu 14 Tagen Loch. Es sind Antragsstrafen. Sie werden nicht aus eigener Macht verhängt, sondern auf Antrag bei der Außerordentlichen Kommission.

Man macht nur wenig Gebrauch von dieser Antragsbefugnis. Man droht meistens. Ich erlebte folgendes: Eine Sowjetstenotypistin war wochenlang unentschuldigt von der Arbeit fortgeblieben. Sie schickte kein ärztliches Attest, sie begründete ihr Fortbleiben nicht mit einer Zeile. Der Verwaltungsleiter war durchaus berechtigt, die Strafe zu beantragen. Sie erschien schließlich im Bureau, weinte, bat und sophistelte. Vielleicht war sie, in schönen Frühlingstagen, auf einer Datsche gewesen. Der Verwaltungsleiter gab schließlich nach, begnügte sich mit einer straffen Verwarnung.

Infolgedessen gibt es ständig dezimierte Bureaus. Infolgedessen konstatiert man Pünktlichkeitsmangel, Schludrigkeit und Schöntun, wenn es kurz vor der Strafe ist. Hier muß noch dreingegriffen werden. Man wird und will alles berücksichtigen, alle Lebensnotwendigkeiten, aber es muß doch dreingegriffen werden. Mindestens mit häufigeren Stichstrafen. Sonst besteht Gewöhnungsgefahr. Vielleicht wird es anders werden, wenn der Krieg beendet ist. Es gibt zu wenig bewußte

Leitungskräfte in Moskau. Die meisten sind an der Front.

Es wird anders werden. Aus einem Grunde, den ich hier nicht erörtern kann, denn das ist eine wirtschaftspsychologische Sache, eine organisationspsychologische Sache, eine wissenschaftliche Sache. Dieses Buch jedoch ist keine Schwerangelegenheit, keine Gewichtsangelegenheit, sondern eine Anekdotenaneinanderreihung, eine Tagebuchleichtheit, eine Erholung und keine Schwitzarbeit.

NACHTGANG.

Ich sagte schon, daß keine Huren streichen. Bei Tag nicht und nicht bei Nacht. Auch in der Nacht sind die Straßen Moskaus dirnenfrei. Man wird nicht angelümmelt, angeschielt, es lockt keine mit kosender Benennung des Körperumfanges. Solche Bazillen bemerkte ich nicht in Moskau. Bei Tage nicht und nicht bei Nacht.

Die Nacht ist nicht dunkel in Moskau. Es ist keine weiße Nacht wie in Wjatka, in Helsingfors oder zwischen den finnischen Schären. Es ist nicht mal eine Dämmernacht. Aber es ist auch keine Schwarznacht, keine Tintennacht. Es ist eine halbrosige Nacht.

Nur wenig Laternen leuchten an den Straßen. Die Nacht leuchtet in Moskau. Auch die Bolschewistennacht. Das Leuchten der Moskauer Nacht war kein Monopol des bürgerlichen Lichts. Die Nacht ist nicht revolutionär. Ihr ist das System völlig gleichgültig. Sie bringt Ruhe ohne Rücksicht auf das System.

Nach 10 Uhr abends entleeren sich die Theater, Konzerthallen, Vortragssäle. Aber in den Familienzimmern ist noch Leben, und auf den Boulevards beginnt der Trubel erst. Gegen 1 Uhr ist es still auf dem braungrünen Gürtel Moskaus und auf den Straßen.

Gegen 10 Uhr im Mai versank die Moskauer Sonne. Eine Beseligungssonne, eine selige Sonne. In allen Kuppeln darf sie glitzern, sie hat einen Spiegel mit tausend Facetten. Sie regenbogent im Untergehen in diesen gol-

denen Spiegeln. Es ist eine farbige Sonne, eine vor dem Untergang noch einmal aufgehende Sonne, aufgehend in tausend Kuppeln Moskaus.

Dann ist es still. Die Wachen sind verstärkt. Die braunen Soldatenwachen in den Türnischen, vor den Toren, auf den Kreuzungen. Männerwachen und Frauenwachen, das Gewehr mit dem Lauf nach unten geschultert oder das Gewehr zwischen den Knien oder in dem mauerlehnenden Arm.

Wir gingen von einem Besuche beim Deutschen Rat 3 Uhr nachts nach Hause. Es war ganz still in den Straßen. Fast hallten die Straßen wie deutsche Kleinstadtstraßen in Mondnächten. Wachen dösten. Ich sagte meinem Begleiter: Welch ein Unsinn in der europäischen Presse. Röchen die Leute doch nur einmal diese Stille. Gingen sie nur einmal durch diese Straßenstille Moskaus. Er nickte, er wollte antworten. Da krachte, fünf Schritte vor uns, ein Gewehrschuß. Er jagte die Stille in alle Ecken, er hieb sie von dannen, er peitschte sie durch die Straße.

Was war das? Menschen gingen vorbei, blickten nicht einmal nach dem Wachtposten, der geschossen hatte. Wir gingen an dem Posten vorüber und wieder schoß er. Was war los? Wir erfuhren es in dieser Nacht noch nicht, und wir waren beunruhigt. Herrschte doch noch Terror in den Straßen Moskaus?

Am anderen Tage sagte man mir: es sind junge Milizer, Greenhorns mit dem Gewehr, Knallsüchtige, knallsüchtige Männer und Frauen. Sie dürfen nicht knallen, und deshalb knallen sie. Es ist eine explosive Disziplinlosigkeit. Ein Fingerzucken am Abzug, und draußen ist die Kugel. Nicht in einer Häusermauer sitzt sie, sie fliegt an einer fehlbezielten Katze vorbei oder in die Luft zwischen den Häusern.

Die Fingerzucker werden bestraft, wenn sie gemeldet werden. Es ist Munitionsverschwendung, es ist Ungehorsam, es ist kindisch. Noch einige Male hörte ich in folgenden Nächten solche Knallerei. Dann war wohl ein Donnerwetter dreingefahren. Es wurde nun ganz still

in den Straßen Moskaus. Die Gewehre schliefen. Man hatte, glaube ich, den einen oder anderen ins Loch gesteckt.

Jede Frau kann unangesprochen über Moskaus Nachtstraßen gehen. Miß Harrison, die mutige Weltberichterstatterin, ging jeden Abend gegen 11 Uhr ins Auswärtige Amt. Gegen 2 Uhr oder später noch in der Nacht kam sie zurück. Sie erzählte eines Mittags: In Berlin sprach mich ein Monokliger an. Einer, der bis ins Hirn gebügelt war, ein Handküsser, ein Fingerspitzennehmer, ein Armsüchtiger. Ich habe ihm, erzählte sie, am Siegestor eine Niederlage bereitet. In Moskau, sagte sie, bin ich durchaus unangesprochen, nicht einmal von Blicken angesprochen. Das sagte mir eine Amerikanerin, die was auf Gentilezza hält. Sie wollte das den Landsleuten mitteilen, den Landsfrauen insbesondere. Es ist tatsächlich so, es ist kein Schwindel. Es ist kein Anhalter Bahnhof, es ist keine Friedrichstraße, es ist kein Kurfürstendamm, es ist die nachtstille, die gefahrlose, rücksichtsvolle Moskauer Straße.

TIERE.

In Moskau ist Zugtiermangel. Pferdemangel. Die Pferde sind nicht wanstig, aber auch nicht rippendurchsichtig. Es sind kleine Normalpferde. Panjepferde, wie unsere Feldsoldaten im Osten sagten. So sind die Arbeitspferde. Die Droschkenpferde sind oft knickiger. Die Futterration ist mager, und das Hintenrum ist kostspielig. Auch gibt es Droschkenhalunken, die Taschenegoisten sind und die Pferde hungern lassen.

Die Droschkenfahrt vom Nikolaibahnhof zum Theaterplatz kostete im Mai 1920 3000 Bolschewistenrubel. Auf deutsch 30—50 Mark. Zu Beginn der Revolution hatte der Moskauer Stadtsowjet alles nationalisiert. Gewiß auch die Droschken. Jetzt sind sie frei von der Nationalisierung. Eine ganze Anzahl ist für den Amtsgebrauch requiriert. Die übrigen sind frei und warten an allen Ecken.

Aber mich interessierten die Hunde mehr als die Pferde. Ich las einmal von den Hunden Konstantinopels in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Von den nichtbeachteten, kaum getretenen, ungepflegten Hunden der Türkenhauptstadt.

In Konstantinopel war zu jener Zeit ein Hundegewimmel, eine Hundearmee. So hundedicht ist die Moskauer Straße, der Moskauer Hof nicht. Aber unbeachtet, kaum gestoßen, ungepflegt sind auch die Moskauer Hunde. Ihr Fell, ihre Blicke, ihre Zufluchtsplätzchen sprechen von der Revolution.

Sie lagern in den Straßengossen, an den Häuserwänden, auf den Treppenstufen. Sie schlafen den ganzen Tag und auch die Nacht auf diesen Plätzen. Ich weiß nicht, wie und wovon sie leben, denn sie rühren sich nicht vom Ort.

Es sind schwere Pelzhunde darunter, eigelbe Bernhardiner, einstige Herrenhunde. Dann langbesehnte russische Windhunde, das weiße Fell verschmutzt. Die Pelze sind zerzottet, Hundeaugen sind verklebt, es ist nur noch eine Erinnerung an die Herrenzeit. Es ist kein System mehr in den Moskauer Hunden. Die Hundewirtschaft ist vorüber. Herren und Hunde gibt es nicht mehr. Es gibt nur noch Hundeerinnerungen. Es gibt auch noch Hunde, die früher Herren waren.

Meine Frau hatte mir ein Blechgefäß mit Antilausin eingepackt. Du wirst Läuse kriegen, warnte sie. Jeden Abend, mahnte sie, mußt du dein Bett mit Antilausin einpulvern. Ich will keinen verlausten Mann, sondern einen hautsauberen Mann, einen weißfelligen Mann und keinen zerkratzten Mann. Hüte dich vor Läusen in Rußland, mahnte sie vor meiner Abfahrt.

Ich habe das Blechgefäß mit Antilausin nicht benutzt. Ich habe keine Läuse gekriegt, noch nicht einmal Flöhe. Erst in Estland besprang mich der erste Floh. Beim Arzt in Reval. Der Arzt stellte mir einen Entzieferungsschein aus, einen Entlausungs- und Entflohungsschein. In diesem Augenblick besprang mich der erste Floh. In Moskau blieb ich völlig lause- und flohlos.

Es gibt jedoch Läuse in Moskau. Es gibt auch Flöhe in Moskau und Wanzen. Aber der Typhusschrecken (Läuse sind Typhusüberträger) war im Mai 1920 vorüber. Wenigstens in Moskau. In anderen Gegenden Rußlands herrscht er noch, klagte man mir. Man sollte endlich einmal Ärzte hinschicken, Studienärzte mit Medikamentenhaufen, mit Salvarsan und Chinin.

Die Haupttyphusgegenden sind die Koltschakrückzugstraßen und die Denikinrückzugstraßen. Hier war, sagte man mir, ein unerhörtes Seuchenwüten.

Also: verlaust und verfloht bin ich nicht in Moskau. Bis zum Schluß meines Besuches sah ich überhaupt kein Ungeziefer.

MACHORKA.

Du mußt dich erst daran gewöhnen. Es ist etwas russischer Wald darin oder russische Wiese, jedenfalls russische Landschaft. Duft geht aus von ihr oder besser Düfte. Es ist ein Männertabak. Er schmeißt um, man muß sich erst daran gewöhnen.

Ganz Moskau, das pfeifenrauchende Moskau und auch ein Teil des zigarettenrauchenden Moskaus, schmaucht Machorka. Es ist sozusagen ein Landschaftsgehäksel mit Tabak darunter. Ganz klein gehackt, weiße Hartnäckigkeiten darin. Man muß sich erst daran gewöhnen.

Ich habe mich nicht daran gewöhnt. Ich hatte das nicht nötig, denn ich hatte mir 20 Pakete Tabak aus Deutschland mitgebracht. Außerdem gab uns Sascha mindestens jeden zweiten Morgen 25 russische Zigaretten. Zigaretten mit langem Papiermundstück und Rauchqualität in der Hülse.

Aber ein Delegationsmitglied war machorkaberauscht. Der kühne Mann rauchte nur noch Machorka, schwur auf Machorka, pries Machorka überall an.

Machorka ist (auch im Frieden schon gerauchte) Kleinleutemarke, eine Ersatzmarke, ein Notgewächs, ein Behelfsgemengsel. Die Tabakduftzeiten Moskaus

sind vorläufig vorbei. Die wundervollen Kopekenzigaretten gibt es nicht mehr. Im Mai 1920 zahlte man dem Papyrosausschreier für 25 Zigaretten 400 bis 700 Bolschewistenrubel. Sie schrien in tausend Straßen, aus Häusernischen, an Ecken, im Mitlaufen ihre Papyros aus. Sie boten Machorka dar und Hülsen dazu.

Wer sich einmal an den Machorkagenuß gewöhnt hat, läßt nicht mehr ab davon. Ich bot einem früheren Direktor des Crédit Lyonnais englische Zigaretten an. Er lehnte ab, er rauche nur noch Machorka. Nichts anderes rauchte er mehr, der frühere Direktor des Crédit Lyonnais und jetzige Kanzleileiter in einem Trust.

Alles Papier, jedes Papier ist in Moskau Zigarettenpapier. Sie rauchen Machorka in Packpapier, in Zeitungspapier, in Klosettpapier, in allem und jedem Papier.

Die Sache ist höchst einfach. Es wird nicht geklebt, kaum gespeichelt. Man dreht eine kleine Tüte aus Packpapier oder Zeitungspapier und raucht. Eine höchst einfache Sache. Nicht kostspielig und beschleunigt.

Die Engländer hatten es besser. Die Gewerkschaft der Tabakarbeiter dedizierte ihnen große Schachteln mit Widmungen darauf und langen Zigaretten darin. Die Engländer hatten es besser. Scheidemann würde ebenfalls eine große Schachtel mit Widmung darauf und langen Zigaretten darin erhalten. Machorka brauchte er nicht zu rauchen.

DER KRIEG MIT POLEN.

Eines Tages kam ein junger Kommunist ins Trustbureau. Der Leiter gab eine Unterschrift, und der junge Kommunist verabschiedete sich mit Händedruck von ihm.

Was haben Sie da unterschrieben, fragte ich. Es ist ein Frontschein, sagte er. Der Genosse geht an die polnische Front. Er hat sich gemeldet, ein Freiwilliger. Es wird auch gekämmt, ausgekämmt. Aber dieser hat sich, wie viele andere, gemeldet.

Vorher hatte ich nichts vom Kriege mit Polen gehört. Man sprach nur wenig von diesem Kriege. Rußland hat

6 Jahre Krieg, und so kriegsmüde Rußland ist, der Krieg ist beinahe eine Selbstverständlichkeit. Er ist keine Anfangsentfachungssache mehr, keine Berauschung, sondern fast eine Selbstverständlichkeit. Er ist ein Druck, aber er drückt Rußland nicht zu Boden.

Man spricht nur wenig vom Kriege mit Polen in Moskau. Die Leiter, die politischen Leiter, sprechen davon. Sie sind zuversichtlich, sie denken nicht an eine Niederlage.

Man versteht diese Zuversicht, wenn man Moskau, wenn man Rußland einsaugt. Denn dieses Land profitiert gegen jeden Angreifer von seiner Weite und seinen Menschenmillionen. Ist der Krieg ein Volkskrieg, wie der Krieg gegen Polen, ein Nationalkrieg, so ist Rußland unbesiegbar. Wer will diese Weite und diese Millionen mit dem Schwert besiegen? Napoleon vermochte es nicht. Rußland ist ein einziger Kutusow.

Der Krieg drückt. Denn Krieg, das ist Requisition, das ist Leerfressen, das ist Verstopfen von Nährquellen. Jeder Krieg drückt, auch Rußland drückt der Krieg. Wer in aller Welt hat noch das Recht, gegen Rußland. Krieg zu führen? Es ist eine Biesterei.

Der Krieg drückt. Er belastet und lähmt die Transportstraßen, die Schienenwege und die Wasserstraßen. Er mordet. Er ist entsetzlich in jedem Falle.

Rußland wird den Krieg mit Polen nicht verlieren. Im Herbst dieses Jahres spätestens wird Rußland den Krieg gewinnen. Spätestens im Herbst wird die Besiegung der Polen entschieden sein. Russische Kriege sind Herbst- und Winterkriege.

Rußland kann den Krieg mit Polen nicht verlieren. Denn die Polen kämpfen vor einer zermürbten Etappe. Der blutausgesogene Bauer, der anarchosozialistische Bauer der Ukraine, zermürbt die Etappe. Die Polen haben kein festes Glacis.

Es hat keinen Sinn, Rußland anzugreifen. Aus vielen Gründen hat es keinen Sinn. England, die englische Regierung, begreift das schon. Es ist eine unerhörte Brutalität und eine unglaubliche Dummheit, gegen Ruß-

land Krieg zu führen. Rußland ist ein riesenhafter Nahrungskessel, eine kolossale Befruchtungsmöglichkeit für die ganze Welt. Wer hat ein Interesse, diesen Kessel zu zerbeulen und diese Möglichkeiten zu vernichten?

Nie zuvor hat Europa einen derartigen Irrsinn begangen.

DER RUBEL.

Einst hatte der Rubel Geltung in der Welt. 2,16 M. galt er in der Welt. Es war eine große Mogelei dabei, eine Wittesche und Kokowzowsche Goldwährungsmogelei. Denn Rußland hat niemals eine Goldwährung besessen, sondern nur eine Goldzentralisation, zur Anlockung der Auslandsgläubiger. Im Lande war von der Goldwährung nicht viel zu merken. Dort flatterte der Papierrubel, das Rubelchen, das knechtende, prostituierende, bestechende Rubelchen. Gift flatterte das Rubelchen in russische Beamtenseelen, und auch heute sind noch keineswegs sämtliche Russenseelen rubelentgiftet.

Schon im Frieden gab es in Rußland eine Rubelfarbenpsychologie, eine lokale Agiotage nach dem Rubelalter, der Rubelfärbung, der Rubelgröße. Auch die Räterepublik Sowjetrußland muß mit dieser Psychologie rechnen. Romanowrubel, Zarenrubel sind erheblich kaufkräftiger als Bolschewistenrubel. Im Mai 1920 zahlte der Spekulant für 1000 Romanowrubel 20—22 000 Bolschewistenrubel. Der Spekulant, der Staat tauscht al pari.

Das russische Geld, das bolschewistische Geld ist kein Geld im europäischen Sinne. Es ist nur Abflußgeld und kein Rückflußgeld. Es gibt keine Institution in Rußland, die Bolschewistengeld einlöst, wie etwa die Bank von England Sterlingnoten einlöst. Allerdings ist die Einlösungspflicht in vielen Ländern Europas heute auch nichts anderes als ein Bolschewistenrubel. Es wird nicht eingelöst. Die Deutsche Reichsbank beispielsweise kann nicht einlösen. Sie kann Noten gegen Noten tauschen,

oder Noten gegen Darlehnskassenscheine. Das aber ist keine Einlösung. Es ist vielleicht eine Lösung (weiterhin gesehen), aber keine Einlösung. Vorläufig ist es ein Schwindel, den man nicht eingesteht. Der Bolschewistenrubel ist dagegen ein Schwindeleingeständnis. Das ist der Unterschied. Der Bolschewistenrubel ist wirklich ein aufgelegter Schwindel, die europäische Banknote ist ein verschleierter Schwindel. Hier ist das Problem. Man muß aufgelegt schwindeln, unverschleiert muß man schwindeln, wenn man die Geldwirtschaft zu Tode schwindeln will. Dann allerdings kann man gar nicht genug schwindeln. Die Sowjetrepublik hat bis heute erst 600 bis 700 Milliarden Rubel ins Land hineingeschwindelt. Sie kann nicht drucken, wie viel sie drucken möchte. Nur einige Milliarden pro Tag. Das ist noch viel zu wenig, wenn man die Geldwirtschaft zu Tode schwindeln will. Aber man muß sie zu Tode schwindeln, da man sie nicht mit einem Ruck entwurzeln oder mit einem Hieb enthaupten kann. Sie will es so, die Menschen wollen es so. Sie wollen keine Enthauptung, sondern eine Beschwindelung, und sie merken nicht, daß sie sich selbst betrügen. Das ist ein interessantes, ein reizendes Kapitel, ein Leckerbissen für den Finanzkritiker. Je grandioser der Schwindel, desto leckerer ist der Bissen für den Finanzkritiker.

Die Räterepublik hat jetzt Revolutionsscheine herausgegeben, Propagandascheine. In allen Machtsprachen, in allen Weltgebietssprachen heißt es darauf: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch! Die Scheine sind kleiner als die alten Bolschewistenscheine. Ich sah davon Fünfhundertrubelscheine und Tausendrubelscheine. Der Sammelruf des kommunistischen Manifestes, der Marx-Engelsruf, steht oben in deutscher Sprache und führt sich dann in französischer Sprache, in englischer Sprache, in türkischer Sprache, in russischer Sprache usw. um und durch den Schein.

Dieser Propagandaschein, dieser Tendenzrubelschein wird niedriger bewertet als der alte Sowjetschein, der rote Schein. 10 000 rote Sowjetscheine gelten in Moskau oder galten zu meiner Zeit 11 000 Manifestscheine. Es

gibt auch rote alte Zehntausender, die man jedoch nur selten antrifft.

Man druckt kleine Scheine, beinahe Briefmarkenscheine von grüner, gelber, brauner Farbe. Auch sie sind teilweise Manifestscheine, aber der Sammelruf tönt von ihnen nur in russischer Sprache. Es gibt noch Kerenskischeine, deren Kaufkraft zwischen den Romanowscheinen und den Bolschewistenscheinen liegt. Scheine, Scheine, Scheine. Rubelscheinhaufen, zerknitterte Scheine, geflickte Scheine, verlorene Scheine. Der kleine Markenschein wird kaum beachtet. Er gilt fast gar nichts. Mit Perforierbogen aus kleinen Scheinen wird bezahlt. Der einzelne kleine Schein ist kaum noch Papier, er ist Dreck. Er ist sozusagen eine Karikatur, ein Geldwitz, eine Bescherzung der kapitalistischen Geldwirtschaft. Wäre er größer, so könnte man sonst was mit ihm unternehmen. Er ist ein Dreck.

Man rechnet in Moskau nicht mehr nach Rubeln, sondern nach Brot. Man sagt zwar, man fragt zwar: Wieviel Brot erhalte ich für wieviel Rubel, oder wieviel Rubel bezahle ich für wieviel Brot? Aber der Ton liegt nicht auf Rubel, sondern auf Brot. Brot ist das Maß, Brot ist die Währung, nicht Papier. Das ist ein tiefer Sinn, das ist ein sozialistischer Sinn. Es ist schon ein Erfolg des systematischen Riesenschwindels, des grandiosen Geldabschubs, der gehetzten Massenfabrikation.

Der Rubel ist demnach eine Farben- und Größenpsychologie, eine Bewertungsstaffelung nach Farbe und Größe. Ein Rubel ist es nicht mehr, Geld ist es nicht mehr. Es ist Geldkatastrophe, rasende Schöpfung zusätzlicher Kaufkraft. Würde das Volk (sozialistisch gesprochen) nicht stehlen, so wäre der ganze Schwindel überflüssig. Aber es muß beschwindelt werden, weil es stiehlt. Das ist das Wesen dieser Papierbedruckung.

Im Auslande gilt der Bolschewistenrubel nichts. Das ist auch nicht notwendig. Denn der russische Außenhandel wird anders finanziert. Mit Gold, Auslandsnoten, Konzessionen und Produkten. Die Lieferanten brauchen sich nicht zu sorgen. Die Räterepublik zahlt prompt und

mit echtem Gelde oder echtem Geldeswerte. Nach außen schwindelt sie nicht. Sie hat es nicht nötig. Sie hat genügend Zahlungsmittel. Sie hat eine unterwertige Währung (wenn man von Währung sprechen will) im Innern, aber nach außen hat sie eine hochwertige Währung, eine höchstwertige Währung. Kein Land der Welt hat eine höherwertige Währung, auch Amerika nicht.

OHNE ALKOHOL.

Erleichterungsvorbemerkung: Ich kann nicht weiter schreiben, ich muß mich erst erleichtern. Sonst kann ich nicht weiterschreiben. Da hat Frau Snowden neue, hohe, feste gelbe Lederschuhe bekommen, damit sie sich Rußland ansehen sollte. Da hat sie von ihrem Mann einen herrlichen Hut bekommen, mit Hermesflügeln daran, damit ihr Gehirn nicht von der russischen Sommersonne gestört würde. Aber die Stiefel, die hohen, gelben, festen Lederstiefel und der herrliche Hut mit den Hermesfittichen haben nichts genützt. Der Hut hat Frau Snowden nicht vor der Sommersonne geschützt, und in den Stiefeln ist sie zwar durch russische Städte und über russische Wege gegangen, nicht aber durch Rußland. In der „Vossischen Zeitung“ hat sie einen Humbug losgelassen. Einen Humbug, sage ich euch, sie hat etwas von Karl Marx erzählt, etwas Rußlandbezügliches. Dieses ist ohne jeden Verstand, und es zeigt, daß Frau Snowden nicht nur Rußland, sondern auch Karl Marx nicht gesehen hat. Sie erzählt da ferner etwas von der russischen Landwirtschaft, was gar nicht stimmt, und sie erzählt etwas von den Städten, die sie gar nicht begriffen hat. Sie ist wie viele andere durch Rußland geführt worden, ohne auch nur eine Spur vom Wesen Sowjetrußlands profitiert zu haben. Aber sie urteilt. Sie wurde im Automobil spazieren gefahren, Ausstellungen und Heime wurden ihr gezeigt, Städte und Dörfer. Aber arbeiten muß man, meine liebe Hochschäftige, Flügelhütige, arbeiten muß man, sonst versteht man nichts von Rußland. Als Frau Snowden Moskau verließ, waren die Soh-

len ihrer Hochschäftigen noch völlig gesund. Man hat es mir gesagt. Als unsere Delegation Moskau verließ, waren sämtliche Sohlen und noch einiges andere kaputt. Hier ist der Unterschied, Flügelhütige, Hochschäftige, geliebte Harmlose mit der englischen Energie und einem Blick wie, na wie, ich mag es gar nicht sagen.

Aber, nicht nur Frau Snowden war ohne Alkohol, ohne Branntwein, sozusagen ohne Spiritus in Moskau. Ich habe viele Leute in Moskau, viele Leute mit Spiritus gesehen, aber nicht mit Alkohol. Viele waren berauscht und keiner so nüchtern wie Frau Snowden, aber betrunken war nicht einer. Berauscht waren viele von der Idee. Sie waren davon nicht so nüchtern geblieben wie Frau Snowden, die von keiner Idee berauscht wird, weil sie keine sieht. Sie sieht nicht die Sowjetidee und nicht die Marxidee. Die veranstaltet ein Geschmuse über Children, Future, Humanity.

Also: ich sah keinen Betrunkenen, nicht einen einzigen Betrunkenen sah ich in Moskau. Trunksucht ist eine Sozialkrankheit für Rußland, eine soziale Krankheit, die ausgerottet werden muß und bei Gott schon ausgerottet ist. Ich will nicht behaupten, daß es überhaupt keinen Betrunkenen mehr in Moskau gibt. Aber es gibt keine Trunksucht mehr in Moskau. Es gibt (Relata refero) keine Trunksucht mehr im russischen Heere, keine Trunksucht mehr in Rußland, so weit der Sowjetarm greift.

Kennt ihr die Geschichte des russischen Branntweinmonopols? Diese Saufgeschichte, diese Delirantengeschichte, die Geschichte eines Wahnsinns, mit dem der Staat sich finanzierte? Kennt ihr die Geschichte dieses Branntweinmonopols? Es ist eine Volksverseuchungsgeschichte, eine Volksverdummungsgeschichte, die Geschichte eines Millionenmordes, einer hundsgemeinen, staatlich hochgezüchteten Meuchelei. Die ganze Welt hat gegen das russische Branntweinmonopol gewettert, gegen diese Schnapsgemeinheit. Die deutsche Presse hat dagegen gewettert, die englische, die amerikanische, jedes Antischnapsblatt in der Welt hat dagegen gewettert. Weshalb erkennt nicht jetzt jedes Antischnaps-

blatt der Welt diese Sozialtat, diese Ausrottungstat, diese ungeheure Ernüchterungstat, diese Gesundungstat der Sowjetregierung an? Das könnt ihr doch wenigstens anerkennen. Die Beseitigung der Prostitution und die Verjagung des Schnapsteufels könnt ihr doch anerkennen. Mehr verlangt man in Moskau nicht von euch.

Kennt ihr die Belehrungserzählung, die Warnungserzählung, die Erziehungserzählung Tolstois gegen den Schnapsteufel? Für die Gesundheit der Bauern. Der Moskauer Proletarier mußte im Frieden Schnaps saufen. Er mußte sich mit Schnaps auf den Beinen halten, bis die Beine ihn nicht mehr hielten, bis er umsank und verreckte. Der Staat verlangte von ihm, daß er Schnaps soff. Das Branntweinmonopol holte seine 600 Millionen Rubel jährlich aus den Bauernherzen, Bauernlebern, Bauernhirnen und Bauernnieren. Es holte seine 600 Millionen Rubel jährlich aus den Herzen, Lebern, Hirnen und Nieren der Industrieproletarier. Es machte ganz Rußland besoffen, es versaute ganz Rußland. Das war, ihr bestreitet es doch nicht, eine Mordgemeinheit, eine Meuchelgemeinheit, eine Vergiftungsgemeinheit sondergleichen.

Es ist nicht Tendenz, was ich euch jetzt erzähle. Es ist Wiedergegebenes, es ist die Erzählung eines Mannes, dem ich vertraue. Der sagte mir: Die weißen Heere sind, von anderem abgesehen, schnapsverseucht gewesen. Die Koltschakarmee war eine Taumelarmee. Man erzählt in preußischen Geschichtsbüchern von spritleckenden russischen Soldaten im Siebenjährigen Kriege. Die Weißen, erzählte mir jener Mann, haben nicht nur geleckt, sie haben sich vollgeschlaucht. Diese Taumelarmee kämpfte gegen eine nüchterne Armee, und die nüchterne Armee siegte. Immer werden die nüchternen Armeen siegen, immer wird die Nüchternheit siegen. Nicht die Nüchternheit von Frau Snowden, die gar keinen Rausch kennt. Aber die Alkoholenthaltsamkeit, die Kokainenthaltsamkeit, die Enthaltsamkeit von allen Reizmitteln.

Berlin, wie bist du verschweint!

STÜNKEL.

Wenn ihr nach Moskau kommt, vergeßt nicht, Stünkel einen Besuch zu machen. Aber meldet euch vorher an, denn der Mann ist hart beschäftigt. Er arbeitet Zimmer 125 im Gebäude des Obersten Volkswirtschaftsrates. Er ist ein Metallgewaltiger Rußlands, ein Organisator der Metallabteilung des Obersten Volkswirtschaftsrates, die die ganze Metallindustrie Rußlands umfaßt oder umfassen soll. Die Privatwohnung sage ich euch nicht. Denn nachts muß Stünkel ungestört bleiben. Er arbeitet von früh morgens bis spät, bis in die Nacht. Nachts muß er ungestört bleiben, damit er von frühmorgens bis in die Nacht arbeiten kann.

Ihr habt gewiß von Stünkel noch nichts gehört. Ihr hört nur, ihr hörtet nur von den Sowjetsternen, von den Sowjetstars. Aber ich möchte euch etwas tuscheln: auf die Politiker kommt es nicht sehr so an wie auf die Wirtschaftsorganisatoren. Ich habe vieles aus Moskau mitgebracht, darunter auch eine heftige Abneigung gegen die Politiker. Die Politiker, das ist etwas Abgestandenes, etwas Unproduktives, etwas Sichwichtigtuendes, Leitartikelndes, Leitredendes, aber nichts Arbeitendes. Es ist eine Abgestandenheit, es hat mit der Neuzeit nichts zu tun. Soeben ist das Mittelalter vorüber, die Neuzeit bricht an, hoffentlich ohne Politiker. Die Neuzeit wird nicht von Politikern gemacht werden, sondern von den Arbeitern aller Sorten. Sie wird gemacht werden von den Maschinenarbeitern, den Gartenarbeitern, den Wirtschaftsorganisatoren, den Ärzten, den Lehrern, den Volkskünstlern, den Architekten, den Technikern, den Arbeitern aller Sorten, aber nicht von Politikern. Es gibt Politiker in Moskau, die Arbeiter sind, und es gibt Arbeiter, die Politiker sind. Lenin beispielsweise ist ein politischer Arbeiter und ein arbeitender Politiker. Aber auch die Lenine werden die neue Zeit nicht machen, so wichtig sie für den Übergang sind. Die neue Zeit wird von anderen gezimmert. Beispielsweise von Stünkel.

Stünkel ist ein Finne mit deutscher Schulung. Er ist ein Ingenieur, einer von den wenigen russischen Ingenieuren, die frühzeitig die Entwicklung erkannt haben. Er spielt eine Rolle im russischen Ingenieurverein. Eine Rolle im russischen Ingenieurverein spielen, das heißt eine Rolle in einem Stück Seele der russischen Revolution spielen. Ich kann das hier nicht näher erörtern, ich kann nur sagen, daß dieser Verein etwas sehr Bedeutungsvolles für Rußland ist. Für die russische Revolution, negativ und positiv.

Stünkel ist freundlich, Stünkel ist kühl, Stünkel hat Überblicksaugen. Er sieht sofort, ob in Kolomna etwas nicht klappt, in Kolomna, einem der Metallherzen Rußlands. Er sieht den Entwicklungskreis, die Entwicklungsstraße, er sieht die ökonomische Tendenz, er sieht die Fehler und die Möglichkeiten, und er handelt danach. Er handelt rasch, ohne großen Apparat, ohne das sonst in Moskau übliche Instanzengeschludere, ohne die sonst in Moskau üblichen Schwerfälligkeiten, ohne die langweiligen Besinnungen, die Umwege und die fruchtlosen Diskussionen. Er ist kein Papierdekretmensch, sondern ein praktischer Mensch. Stünkel ist ein ganz prachtvoller Mensch.

In seinem Vorzimmer (125 a) stehen schon beruhigte Leute, entscheidgewisse Leute. Die Leute sind sicher, daß Stünkel ihnen etwas Positives sagen wird. Etwas Pluspositives oder Minuspositives, aber etwas Positives. Er macht das ganz ruhig, hintereinander, nicht durcheinander. Er telephoniert dazwischen, leise und bestimmt, sozusagen mit freundlicher Peitsche. Er ist ein großartiger Geschäftsmann, ein kaltglatter Organisator, ein ruhigenergischer Antreiber. Solche Leute braucht Sowjetrußland. Es hat viel zu wenig davon. Deutschland hat solche Leute, Amerika hat solche Leute. Schickt solche Leute rüber nach Sowjetrußland, ihr werdet es nicht bereuen.

Draußen, hinter der Moskwa, in einer stillen Straße, in einem kirschbaumbestandenen Garten, von Stünkelkindern umkreiselt, habe ich mit ihm gearbeitet. Bis

in die Nacht gearbeitet. Das heißt, er hat mit mir gearbeitet. Bei Tee, der von der gütigen Frau Stünkel aufgetragen wurde, erzählte er mir Dinge, von denen ich keine Ahnung hatte. Er hielt mir, an vier Abenden, ein Kolleg über die Geschichte der Nationalisierung. Ich begriff die Notwendigkeiten, die Entwicklungsvoraussetzungen, die Unterschiede. Er nahm das Reißbrett und zeichnete. Er illustrierte mir so die Geschichte der Nationalisierung, er umstrich sie mit dem Finger in der Luft.

Ich sah nun die drängende Wirtschaft, das nach Ordnung drängende Chaos, ich sah die Menschen in diesem Chaos, über diesem Chaos, ich sah das Geld in diesem Chaos, das flüchtende und verlorene Geld. Ich sah die Vorwärtsdränger und die Bremser, die Versteher und die Nichtversteher, die Woller und die Nichtwoller. Alles wurde nun eine Linie, eine Straße, es wurde eine Entwirrung, und ich atmete auf. Stünkel veschaffte mir den Hochstand, den Turm, den Berg, von dem aus ich übersehen konnte.

Ich verstand nun die Sozialökonomie Rußlands, die sozialpsychologischen Verschiebungen, die zur Revolution drängten, die sozialpsychologischen Umstellungen, ihre Ursachen, ihre Einflüsse auf die Revolution. Ich begriff den Kampf der Beamten und Privatangestellten gegen die Arbeiter, den Kampf der Ingenieure gegen die Arbeiter und den Gegenkampf der Arbeiter. Ich begriff zum ersten Male die neue Wirtschaftsgeographie, die neue ökonomische Karte Rußlands, die mir später Krzyizanowski fingerzeigte, wie mir einst der tüchtige Wermuth, der jetzige Oberbürgermeister von Berlin, einer der besten Beamten Preußens, eine bisher unverstandene Sache auf der Karte aufgehellt hat.

In dem kleinen Kirschbaumgarten hat mir Stünkel diese Weisungen gegeben, diese Aufhellungen. Ich danke ihm dafür. Nur selten hatte ich solch einen klärenden Lehrer.

KRZYIZANOWSKY.

Das Bureau der Elektrizitätsabteilung ist in einer Straße jenseits der Moskwa. Es ist kein Gewimmel, keine Bienenhaftigkeit (äußerlich gesehen) in diesen Räumen. Viel stiller ist es hier als im Gebäude der Glawk Textil oder im Gebäude des Obersten Volkswirtschaftsrates, das eine einzige Krabbelei ist.

Hier arbeitet Krzyizanowsky, der Freund Lenins. Er ist ein älterer Mann, vielleicht schon ein alter Mann an Jahren, vielleicht schon 60 Jahre alt. Kaum mittelgroß, schmal, etwas geheimrätlich, etwas Professor. Aber es ist ein noch feuriger Mann, ein Antriebsmann, ein Hirnmuskelmann. Ein durchtheoretisierter Praktiker, ein Planmensch größten Formates.

Zwei herzgrabende Ereignisse erlebte ich in Moskau. Ich sagte es schon. Die Sitzung mit dem Fabrikkomitee der Prochórow Manufaktur und den Besuch bei Krzyizanowsky.

Er ist ein Freund Lenins. Er hat ein direktes Telephon in den Kreml, in das Arbeitszimmer Lenins. Ich glaube, Lenin läßt sich von ihm wirtschaftsberaten, und er tut gut daran. Denn dieser Mann ist sozusagen ein verfeinerter Stünkel. Er ist nerviger, feinergeistig. Er ist älter als Stünkel. Er ist nicht so schrötig wie Stünkel, sein Hirn ist zarter gegliedert.

Ein Dolmetscher war bei ihm. Ein Elektrotechniker, der in Deutschland studiert hat. Auch Krzyizanowsky spricht Deutsch, aber er beherrscht die deutsche Sprache nicht.

Sie schwärmten beide von Deutschland. Sie hofften beide auf die Organisationshilfe, die Technikerhilfe Deutschlands. Sie haben sich an den Plänen Klingenbergs (A. E. G.) geschult. Aber, sagte Krzyizanowsky, diese Pläne sind nicht mit Kapitalismus, sondern nur mit Sozialismus durchzuführen. Denn die Elektrizität ist die Kraft der sozialistischen Gesellschaft. Dampf ist die Kraft und war die Kraft der kapitalistischen Gesellschaft. Es bricht jetzt das Zeitalter der Elektrizität an.

Dann entwickelte er mir seine Pläne. Eine Karte lag dabei, die ich noch veröffentlichen werde. Denn es ist nicht nur eine russische Wirtschaftsverschiebungskarte, es ist eine Weltwirtschaftsverschiebungskarte, wenn man die Kreise über die Welt zieht. Es ist eine ungeheure Karte, eine ganz neue Karte, eine Wunderkarte. Ihr dürft gespannt sein auf diese Karte.

Er entwickelte mir seine Pläne. Die russische Industrie wanderte, sie siedelte um, sie wurde verpflanzt, sie ging von Norden nach Süden, sie marschierte nach dem Osten, nach dem Ural, nach Sibirien. Die Elektrizität trieb sie, zog sie, kreiste sie ein, durchfeuerte sie, sammelte sie, organisierte sie.

Reichtümer, von denen ich nichts geahnt hatte, stiegen auf. Der Mutterschlüssel war gefunden. Die Mineralien drängten aus der Erde, riesige, dichtgelbe Getreidefelder dehnten sich. Kolossale Kraftzentralen schossen den Strom durch ein systematisiertes Netz. Ich begriff den Sinn der rationalen Standortspolitik, den Sinn der neuen Verschiebung. Hier war wirklich eine neue Wirtschaft.

Ich begriff den Sinn des ökonomischen und sozialen Sozialismus. Er ist eine Produktionswanderung nach den Rohstoffen, eine Zentralisation, ermöglicht durch die elektrische Kraft, eine Dezentralisation, ermöglicht durch den neuen Standort. So legte mir Krzyizanowsky den Sinn dar.

Er sprach von den Stickstoffplänen, den Phosphatlägern, er sprach von einem sibirischen Gebiete, das 40 Millionen Menschen Nahrung bietet. Ein Kanada des Ostens tat sich auf. Er sprach von den Studienkommissionen, die die Reichtümer Rußlands besuchen. Er zeigte mir eine ungeheure Wünschelrute. Ein Paradies tat sich auf, ein geordnetes Paradies mit Baumbeschneidungen, gelenkten Wegen, gesättigten Menschen, mit zeitreichen Menschen, mit Menschen, die in Gott ruhen (nach einem Worte meiner herrlichen Freunde Matthias und Dengel).

Er sagte: Jetzt werden die Wirtschaftsfehler der

alten Zeit deutlich, die Verschwendungsfehler. Jetzt wird deutlich, was die alte Zeit verdeckt hat. Das Unaufgeschlossene wird deutlich, das Nichtgehobene, das vergessene Paradies.

Er war ganz Feuer. Er hatte seine Bedenken, er wußte, wie lange das dauert. Er kannte die Schwierigkeiten, die russischen Schwierigkeiten, er sehnte sich nach Hilfe. Aber er war ganz Feuer, ganz Mut. Die Pläne gehen nicht mehr verloren. Sie waren geahnt schon vor dem Kriege. Aber die Ermöglichung, die Festumrissenheit, die Konkretisierung, das ist Sache der neuen Zeit. Das hat nichts mit Politik zu tun. Das ist apolitisch, das ist fraktionslos, ohne Parteitaktik, denn es ist die neue Zeit. Es ist nicht Rußland, es ist die Welt, die neue Welt. Hier beginnt die neue Welt.

Die Paläste glitzerten, die Hütten leuchteten, Kali schwamm aus den Gruben, türmte sich, unterfruchtete die Halme, daß ihre Säfte die Körner schwellen machten. Ein Ameisenleben zeigte sich, das goldene Zeitalter war da.

Ich hatte wenig Atem in dieser Stunde. Ich hatte zu wenig Atem, um all das in mich hineinzuschlürfen. Hier war ein Stratege ganz anderer Art als die Frontstrategen oder die politischen Strategen. Hier war der neue Friedensstratege, der Kräfteverschiebungsstratege. Ich glaube, auch in Deutschland gibt es solche Strategen. Wie glücklich sind die Menschen, die von solchen Strategen gelenkt werden. Denn dieses Lenken, das ist der Sinn der neuen Zeit. Nicht Parteigekrähe, nicht heftiges Geohrfeige, nicht Schmutzbespritzen, nicht Schuld und Sühne im eklen Sinne, nicht Richterüberheblichkeit, nicht witzige Advokatenschalheiten, sondern jenes ist die neue Zeit. Ist der Friede, ist die Lust am Leben, ist die Zielsichtbarkeit. Mögen unsere Kinder das genießen.

PLAWNIK.

Der Glawk-Textil war früher eine Nebenabteilung der Chemischen Abteilung des Obersten Volkswirtschafts-

rates. Er ist jetzt eine selbständige Abteilung. Denn die Textilindustrie ist eine der größten Industrien Rußlands.

Plawnik ist Präsidialmitglied des Glawk-Textil. Er leitet das Finanzbureau, die Buchhaltung, die Kasse dieses Riesentrustes. Er ist ein Mann von 34 Jahren, lang, schmalbackig, mit sehr raschen Bewegungen. An Festtagen trägt er ein weißes Russenhemd mit roter Stickerei.

4 Wochen lang habe ich mit ihm täglich gearbeitet. Oder 4 Wochen lang hat er mir täglich Vortrag über die Organisation der russischen Textilindustrie gehalten. Es wird daher eines der Hauptkapitel meines Buches über die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands.

Er zeigte mir die Anfangsverwaltung der Sowjettextilindustrie, ihre Weiterentwicklung. Er zeigte mir die Gegensätzlichkeite n, die Schwierigkeiten und ihre Überwindung, den Zwang und seine Anwendung.

Er klärte das Wesen der Vertrustung auf, der sozialistischen Vertrustung. Ich lernte von ihm das Produktionsbudget begreifen, das ganz neue Budget, das sozialistische Budget, das kein Geldwirtschaftsbudget, kein geldwirtschaftliches Rentabilitätsbudget mehr ist. Ich lernte bei ihm die durchgeführte Bargeldlosigkeit begreifen, den Umlauf ohne Umlaufmittel, die Zahlung ohne Zahlungsmittel, die durchgeführte Buchung. Die sozialistische Buchung, die eine andere Buchung ist als die Buchung in der Privatwirtchaft.

Er ließ Trustillustrierungen für mich zeichnen, Produktionsstatistiken anfertigen. Er erklärte mir die Kassenformulare, die Prüfungsformulare. Er führte mich durch alle Sektionen und Abteilungen, auch durch die Bureaus der Textilgewerkschaft.

Plawnik ist in Deutschland nicht unbekannt. Er war bis 1918 in Deutschland. Er war Adlatus der sowjetrussischen Botschaft in Berlin, und vorher stand er auf wichtigen Verwaltungsstellen der deutschen Textilindustrie.

Plawnik ist ein geschätzter, klarer Kopf. Es ist ein energischer Mann, ein rascher Verhandler, ein Vielbeschäftigter. Er hat noch andere Mandate. Denn die Menschen, die Leitungsmenschen sind knapp in Moskau und die einzelnen leiden unter Ämterhäufung.

Er sehnt sich nach Deutschland, er möchte als Wirtschaftsverbindungsmann in Deutschland arbeiten. Die Fähigkeiten dazu hat er. Das ist nicht zu bestreiten.

In seinem Bureau lernte ich das ganze Trustgetriebe kennen. Fabrikleiter, Trustleiter aus der Provinz kamen und brachten ihre Wünsche vor. Angestelltenanordnungen wurden getroffen, Disziplinarbefehle wurden gegeben, Kartothekstichproben wurden gemacht, Prüfungen wurden veranstaltet.

Oft war es ein Ansturm auf dieses Bureau in dem weiten Trustgebäude. Ein Ansturm von Beschwerdeführern, von Anregern, von Budgeterklärern und Budgetforderern. Sie wurden schnell abgefertigt. Eine kleine elektrische rotumglaste Lampe war hinter ihm. Brannte sie, so hieß das: ich bin beschäftigt. Aber nicht immer schreckte das Beschäftigtsein die Andrängenden. Ich sprach schon von der russischen Unsitte des Fadenzerreißens.

Das Telephon ruhte nicht. Oft arbeitete Plawnik mit zwei Telephonen auf einmal, mit dem Ferntelephon und dem Haustelephon. Man sah: hier war, hier wurde Organisation. Die russische Textilindustrie ist fast durchnationalisiert, fast durchtrustet. Sie ist von der Organisation eingeklammert, sie kann nicht mehr heraus. Das ist erreicht, und das ist nicht mehr zu ändern.

Plawnik beherrscht die deutsche Sprache. Er beherrscht auch die hebräische Schriftsprache. Er ist einer der besten hebräischen Schriftsteller Rußlands. Wenn ich nicht irre, redigiert er eine hebräische Zeitschrift. Ich hatte ihm für diese Zeitschrift einen Artikel versprochen. Aber ich hatte keine Zeit mehr, das Versprechen einzulösen.

Er ist ein gewitzter Geschäftsmann. Mir etwas zu gewitzt. Ich liebe die Übergewitztheit nicht. Aber er ist ein tüchtiger Geschäftsmann, ein neuer Zielgeschäftsmann, ein Geschäftsmann mit Ideen. Auch die soziali-

stische Wirtschaft braucht Geschäftsleute. Keine Rentabilitätsgeschäftsleute, keine Auftragshascher, keine Rekordläufer, keine Wettbewerbsschnüffler, keine Kaufleute oder Verkaufleute, sondern Geschäftsleute in einem anderen Sinne. Plawnik ist ein solcher Geschäftsmann, das kann nicht bestritten werden.

LANDA.

Landa ist ein blonder Jude. 26 Jahre alt. Vielleicht etwas älter, aber nicht viel. Ich sprach schon von ihm, von seinem Lederanzug, von den luft umschlossenen Zehen und von seinem Everclean.

Aber das ist nicht das Wesentliche an Landa. Das Wesentliche ist der fast unglaubhafte Blick über das Ganze, ein fabelhafter Kombinierverstand, eine Durchstrahlungsbegabung sondergleichen.

Er war im Mai 1920 Sektionschef in der Auswärtigen Abteilung des Obersten Volkswirtschaftsrats. Er arbeitete täglich mit mir, oft viele Stunden. Er zeigte mir die Organisation der örtlichen Wirtschaftsräte, der Gouvernementswirtschaftsräte und der Bezirkswirtschaftsräte. Er zeigte mir ferner das Wesen und die Organisation der russischen Kleinindustrie und manches andere noch dazu.

Er hatte einen Gouvernementsvolkswirtschaftsrat in der Ukraine geleitet. Er kannte die Wirtschaftspsychologie der Ukraine wie seine Ledertasche. Durch ihn, durch seine Hinweise habe ich begriffen, daß die Polen den Krieg verlieren müssen.

Er wohnte im Mai 1920 in einem Dunkelzimmer des Metropol. Ohne irgendwelche Ansprüche. Dieser Mann ist von einer fast taprigen Bescheidenheit. Er ist mit allem zufrieden. Sein Zimmer ist so dunkel und unmöbliert, daß er auf einer Bank im Gärtchen vor dem Metropol arbeitet.

Oft trifft man Landas in Rußland. Wegabgewendete, Überbescheidene, doch Flammende. Menschen, die sich gar nicht kennen, die Himmelsturmkraft in sich haben, aber aus Taprigkeit in einem unmöblierten Zimmer sitzen.

Ich weiß nicht, ob dieser prächtige Mensch, dieser fast universalkluge Mensch, ein Leiter ist. Aber er stand zu meiner Besuchszeit an einem falschen Platz. Solche Menschen muß man schubsen, man muß ihre Augen in sie hineinwenden. Sie kennen sich selbst nicht, man muß sie zum Studium ihrer selbst zwingen, damit ihre Kräfte genutzt werden. Es gibt noch viele Landas in der Welt. Es sind vollsaftige Veilchen, Kraftverschwender in den Ecken, Verschüchterte. Sie werden Zugtiere, wo sie doch Leithammel sein könnten.

Auch in Deutschland kenne ich einen Landa. Was ist aus ihm geworden? Bis jetzt wurde er Demokrat. Aber er ist noch nicht völlig verloren. Vielleicht kann man ihn noch einmal vornehin stellen; wenn er sich umsieht, wird er erkennen, daß er immer schon vornehin gehörte.

RADEK.

Bald nach meiner Ankunft in Moskau sprach ich Radek. Im Mirbach-Arbeitszimmer der früheren deutschen Botschaft. Also im Gebäude der Dritten Internationale.

Ich kannte ihn noch nicht. Im deutschen Gefängnis hatte ich ihn nicht besucht.

Ein mittelgroßer, schmaler Mann mit lichtem Wirbelhaar und etwas revolutionskoketten Koteletten. Sehr feines Handgelenk. Blaßfarbiger und doch schimmernder Blick. Nervös. Auf Bildern in Moskauer Schaufenstern hat er eine Journalistenpfeife im Mund.

Radek ist Journalist, potenzierter Journalist. Die Gedanken hüpfen, stürzen, springen übereinander, kreuzen sich. Er ist ein ungemeiner Dialektiker. Rasch haut er ein, reißt plötzlich einen Satzzipfel an sich, greift mitten in den Satz hinein.

Man merkt: Er ist nicht ohne Herz. Er ist sogar gutmütig. Ein Staatsmann jedoch ist er nicht. Er ist ein potenzierter Journalist. Rasch begeistert, strömend, mit Blick in die Obergründe. Er pfeilt Artikel, er jagt

Artikel in die Gegenfront hinein, er ist ein Augenblicksfechter, ein Staatsmann ist er nicht.

Als er von den Taten der Roten Armee spricht, von der Sicherung Petrograds gegen Judenitsch, glüht er. Er ist verdoppelt in diesem Augenblick, er ist wirklich begeistert.

Das gelungene Stechwort macht ihm Freude. Er ohrfeigt gerne. Aber es ist weniger ein Hieb als ein Pritschenschlag. Er ist ein Floretteur und kein Schwersäbelfechter.

Ich glaube, er steht am äußersten Ende des Alten. Das Neue ist er noch nicht. Er ist Politiker, aber kein Staatsmann. Man braucht jetzt noch Politiker, demnächst wird man Politiker nicht mehr nötig haben.

Ich habe das Gespräch mit ihm aufgezeichnet. Fast wortgetreu. Es sind Springereien gegen die Logik darin. Aber auch Warmherzigkeiten, Feurigkeiten, gute Sprüche.

Er ist nicht ausgeglichen. Er schimpft leicht, aber damit ist es nicht getan. Er hat, wenn ich so sagen darf, Schimpfschule gemacht. Aber damit ist es nicht getan. Man ist noch kein Phylax (im Sinne Platos), wenn man spitzpfeilig schimpft. Es gab gewaltige Schimpfer, die Phylaxe im Sinne Platos waren.

Doch ist er ein Mensch von Bedeutung. Aber nicht von wuchtiger Triebbedeutung, mehr von Wirbelbedeutung. Er ist sozusagen von aktueller Bedeutung.

Er mag die Intellektuellen nicht. Aber er ist selbst einer. Er ist ein potenzierter Intellektueller. Frauen beschwärmen ihn, weil er ein potenzierter Intellektueller ist. Männer nannten ihn in Moskau abseits von Lenin, ohne Organverbindung mit Lenin. Ich glaube, sie trafen das Richtige.

Er ist, sagte man mir, ein Vielbelesener. Er habe sich, sagte man mir, im Schnellzugstempo durch eine Weltliteratur hindurchgerast. Er ist einer von den großen journalistischen Könnern, die aus zwei Bröckelchen ein Problem machen. Das ist keine Kleinigkeit, das ist beinahe eine Divination.

Er hilft gern, er ist ein guter Mensch. Er ist ein genialischer Mensch. Aber damit ist es nicht getan.

Auch mir hat er geholfen in Moskau, und ich danke ihm dafür. Er ist, meine ich, an seinem Platze, und die russische Revolution brauchte ihn und braucht ihn noch.

Er ist danach keine Revolutionsgewalt, sondern ein Revolutionsschimmer, ein Aufblitzen der Revolution. Somit kündigt er an und lenkt er auch. Er hat gelitten für das Proletariat. Das schon ist ein Leuchten. Der ganze Mensch flimmert, er ficht, er eifert für die Revolution. Er ist der Lassalle der Internationale. Das ist wohl das Richtige.

EINE FRAU.

Eine Frau wollte mich sprechen. Eine Jüdin. In Landas Dunkelzimmer im Metropol. Eine Schwerfrau, kündigte man mir an. Geistesschwer, hart.

Sie sprach mit mir über die deutsche Revolution. Über den Entwicklungsdurchschnitt der deutschen Revolution, über das Führerproblem und anderes Wesentliche noch.

Ich weiß den Namen nicht mehr. Sie gilt etwas in der Partei, sagte man mir. Sie muß etwas gelten, denn sie ist ein Fels.

Ich hieb, ich analysierte, ich zog, ich suchte zu kneten. Es half nichts. Sie sprach nur selten in meinen Schwall, aber dann sprach sie dicke Steine, Felsbrocken.

Solch eine Frau hatte ich noch nicht erlebt. Lieblich dabei. Der schwarze Kopf, der helle Mittelscheitel gebeugt gegen mich. Kein Zorn, eine steinerne Duldung, eine felsige Duldung, ein lächelnder Fels.

Das war eine politische Frau, eine weise Frau und eine Frau dabei. Ich wußte vorher nicht, daß es solche Frauen gibt. Politische Frauen waren Greuelmärchen für mich. Niemals habe ich die Reden politischer Frauen angehört.

Diese Frau in Landas Dunkelzimmer im Metropol, war eine politische Frau. Ein lieblicher Fels, eine

Quadernsprecherin. Ich wundere mich noch, daß eine solche Frau existiert.

Das war nicht Rahel, das war nicht Frau von Stein, das war eine ganz andere Frau. Quadern sprach diese Frau und lieblich war sie dabei. Ein Wunder, ein wirkliches Wunder.

IM Ob. V.-W.-R.

Hier wurde früher heftig gesumpft. Es war das Sibirische Hotel. Ein ungeheurer Kasten. Hier wurden Sektpullen gegen Spiegelscheiben geschmissen, hier raste die Zigeunergeige und das Zigeunermädchen, hier schwollen die Händlermillionen. Es gab allerdings Spezialspiegelzerschmeißlokale in Moskau, wo die Sektbesoffenheit Pflicht war. Ich teilte schon mit, daß ein Hauptschlemmerlokal jetzt Großspekulantengefängnis ist. Auch ein Kloster ist jetzt Gefängnis. Ein schönes Kloster. Eine Wache steht davor, Stacheldraht umdroht das Kloster. Auch hier sitzen, sagte man mir, Spekulanten.

Der Riesenkasten ist eine primitive Arche. Sehr nüchtern. Überall Bretterverschläge, Wände aus rohen Brettern. Man merkt die Herrichtungseile. Kleine Vestibüle sind stumpfglanzig. Die Sofas sind abgemattet, die Stuhlschweifungen sind nicht mehr kühn. Hie und da noch ein größerer Hotelspiegel.

Es ist ein Bienenkorb. Der Strom von der Straße zum obersten Stockwerk bricht nicht ab. Die Kette bleibt unzerrissen. Denn hier konzentrieren sich die Wirtschaftsgewalten Rußlands, von hier gehen die Kompetenzerteilungen aus. Die Wirtschaftskompetenzerteilungen sind die wichtigsten Kompetenzerteilungen in einem Lande, das von Wirtschaftsnot gequält wird. Aber die Nachsucher, die Wünscher sind nicht mehr die früheren Nachsucher und Wünscher. Nicht mehr schwerbauchige Kaufleute, Tausendrubelscheinzücker. Es sind meistens beamtete Arbeiter oder Sowjetbeamte mit der einfach emblemierten Mütze, die alle Sowjetbeamte tragen.

Durch einen Bretterverschlag gelangt man ins Zentrum. Dort sitzt der Präses des Obersten Volkswirtschaftsrates. Zu meiner Besuchszeit der Stellvertreter des Vorsitzenden, Miljutin. Der Vorsitzende, Rykow, war damals in Baku. Baku ist jetzt ein äußerst wichtiger Ort, Baku ist das Naphthaherz Rußlands und Naphtha ist die Hauptspeise der russischen Industrie und der russischen Lokomotiven. Die Naphthareservoire in der Prochórow-Fabrik waren leer. Die meisten Naphthareservoire im Moskauer Rayon waren leer. Es war also notwendig, daß ein Hauptkompetenzler, daß Rykow nach Baku ging. Man sagte mir, die Naphthalokomotivfeuerung reiche jetzt schon bis Orel. Aber das genügt nicht, Baku muß Ströme durch ganz Rußland schicken, Baku muß den Transport erleichtern, muß die Naphthakessel füllen, Baku ist das Heil. (Aber vergeßt die Kohle nicht!)

Miljutin ist ein noch junger Mensch mit großen schwarzen Augen und kleinem schwarzen Knebelbart. Eine Telephonbatterie steht in seinem Zimmer. Sie wird teils von ihm selbst, teils von seinem Sekretär bedient, einem scharfäugigen Mann im Russenhemd. Es ist ein großes Eckzimmer mit vielen Fenstern. Fortwährend werden Schriftstücke zur Unterschrift auf Miljutins Tisch gelegt. Es ist Achtung hier, Reverenz. Es ist nicht anders als in einem Ministerbureau oder in dem Chefkabinett eines großen Industriewerkes. Vielleicht etwas lebhafter, etwas unabgeschlossener.

Miljutin (vielleicht 40 Jahre alt) kommt nicht aus der Wirtschaftspraxis. Ein gewisses Staunen ist in seinen Augen. Ich hatte eine lebhafte Unterredung mit ihm, die ein Dolmetscher vermittelte. Wir sprachen über die Auswanderung deutscher Arbeiter nach Rußland, über meine Wirtschaftsstudien in Rußland, über die Eindrucksergebnisse dieser Studien. Disziplin, sagte er ergänzend, nachdem ich ihm die Haupttriebfaktoren genannt hatte. Es war Hochachtung in diesem Bureau, hier war auch kein Fadenzerreißen, sondern ein Nacheinander.

Vor der Tür zu Miljutins Bureau steht ein Wünschertrupp. Während der ganzen Bureauzeit. Zwei Mädels mit Kurzhaarköpfen flitzen hin und her: vom Vorraum ins Miljutinbureau, vom Miljutinbureau in den Vorraum. Neben dem Vorraum ist ein kleines Zimmer, in dem die Flitzmädel sich ausruhen und Tee bereitet wird. Denn noch immer wird in russischen Bureaus Tee getrunken. Glühheißer Tee bei glühheißem Wetter. Siedender Tee. Eine schauderhafte Sache für einen Mittelklimamagen, der an Glühtagen kühles Wasser syphonweise säuft. Oder kühles Selterwasser, kühles Zitronenwasser. Der Speiseeis löffelt und sich nach kühlen Brausen sehnt. In Moskau trinken sie bei Stechsonne siedenden Tee. Eine schauderhafte Sache. Aber es ist, rühmte man mir, das beste Mittel gegen Hitzequalen. Sascha lachte mich aus, wenn ich den Siedetee mit kaltem Wasser versetzte.

Lange Gänge mit numerierten Türen, wie in europäischen Ämtern. Aber keine Klubsessel in den Bureaus. Nur hie und da ein großer Stuhl mit Lehnen. Sonst einfache Holzstühle vor einfachen Tischen. Nichts für einen Kriegsgesellschaftler, für einen Z. E. Ger oder für einen Filmfabrikdirektor. Die Finanzabteilung, in der ich mit einem sehr klugen Menschen arbeitete, ist eine Bude, kriegsgesellschaftlerisch gesehen. Säße die Regierung in Petrograd, so hätte sie es besser. Moskau ist keine Regierungsstadt, Regierungsgebäude, Ämtergebäude gibt es dort nicht. Man mußte die Hotels benutzen, einrichten, umrichten. Aber es geht auch so: mit Schwierigkeiten, mit häufigem Bureauwechsel, mit Bretterverschlägen und mit gutem Willen.

Alle Vorzimmer sind besiedelt. Von Wünschern besiedelt. In allen Vorzimmern sitzen Anmelderinnen, die oft zugleich Teebereiterinnen sind. In allen Bureaus sieht man die russische Rechenmaschine, die zum Russen gehört wie das Hemd. Man sieht sie in allen Läden, man sieht sie in Privatwohnungen, man sieht sie überall. Die Rechenkugeln schnucken, sie jagen hin und her, sie ordnen sich im Nu aus unter der flinken Hand. Revolution gut, dachte ich, Kopfrechnen schwach.

Im Haupteingang ist eine Wache. Eine Wache vor Gewehr wie in allen Ämtern und in allen Hotels. Aber diese Wache ist milder, als etwa die Wache im Kommissariat des Äußeren oder als die Kremlwache. Die Kremlwache ist die schärfste Wache Moskaus. Die Wache im Gebäude des Obersten Volkswirtschattsrates verlangt dir den Própusk nicht ab. Der Strom rennt vorbei an ihr, unaufgehalten, spaltet sich auf den Etagen, fließt in die Gänge hinein und sickert in die Bureaus. Er wirbelt nicht, er ist kein Durcheinander. Es ist ein Riesenbetrieb, aber es geht alles glatt ab. Glatter läuft dieser Strom hin und zurück, als schon die Wirtschaft läuft. In allen Bureaus hängen Graphiken und Statistiken, Abzirkelungen und Zustandsschilderungen der Wirtschaft. Es sind Sollzeichnungen, Sollaufzeichnungen. Habenzeichnungen, Habenaufzeichnungen sind es leider noch nicht. Aber man ist auf dem Wege, eines Tages wird man haben, was man will und soll.

IM GLAWK-TEXTIL.

Eines Tages führte mich Plawnik in seine Kanzlei, um mir den Kanzleigeschäftsgang zu zeigen. Von hier aus machten wir einen Rundgang durch das Glawkgebäude. Es ist ein ungeheures Haus, ein früheres Textilienlager. Es war das Haus eines der Textilkönige, eines der Baumwollkönige Rußlands.

Wir gehen in die Verrechnungszentrale. Sie macht den Eindruck einer Bank. Über 2 Milliarden Rubel monatlich werden hier ausbezahlt oder verrechnet. Die meisten Zahlungen erfolgen per Scheck auf die Staatsbank. Eine Buchhalterin zeigt mir das Hauptbuch, die Scheckformulare, den Zahlungs- und Verrechnungsvorgang. Es ist alles normal, es geht alles am Schnürchen, fix und prompt. Ich glaube, der „bargeldlose Verkehr“ kreist hier schneller als in Deutschland. Die deutschen Banken, die deutschen Depositenkassen sind von einer Schecklangweiligkeit, daß einem der Essig hochkommt. Ein plumper Schematismus herrscht hier,

eine dumme Formelängstlichkeit. Kein Mut, keine Telephongeistesgegenwart, sondern nur ein schmierseifiger Buchungsturnus. Die Beamten können nicht anders, sie sind angeseilt. So eine kapitalistische Bank ist ungefähr der dümmste Apparat, der überhaupt denkbar ist. Ein blöder technischer Ablauf, eine magnetische Gewalt, die die Geschäfte heranzieht und nicht sucht und ein Direktorium, das Unterschriften macht und Tantiemen bezieht. Dabei eine Wichtigtuerei, Automobilherumsauserei, Dickbauchschnoddrigkeit und Marmortreppen, Herrenschnauze und Klubsessel, daßes nach was aussieht.

Diese Gesellschaft ist in Rußland wegnationalisiert. Es wird nicht mehr herrengeschnauzt, klubsesselgeflezt, nicht mehr wichtiggetan und Tantieme geschluckt. Man ist nicht mehr geschäftig und unproduktiv, man blufft nicht mehr auf Bankiertagungen mit Morallügen. Man muß arbeiten, man muß sich einfügen, man ist jetzt Rädchen und nicht demokratische Fanfare. Das ging sehr schnell. Es dauerte nur einen Tag und weg waren die Schnauzen. Einen größeren Volksschwindel, eine ekelhaftere Beschwindelung hat die Welt nie gesehen, als die Beschwindelung per Großbank. Per Depositengroßbank, per Saugerbank, per Schluckerbank, per Zinswucherbank. Deutschland kann erst atmen, wenn diese verstohlenen Portemonnaies geschlossen sind. Herrlich sind die leeren Bankgebäude Rußlands, wundervoll ist der Staub auf den Spiegelscheiben der russischen Großbankgebäude. Es sind schon Schreckenskammern aus dem Mittelalter, Folterkammern zur Erinnerungsansicht. Ehe ihr nicht in Deutschland die Portemonnaieschnauze geschlossen habt, werdet ihr nicht glücklich sein. Ehe ihr nicht diesen schleichenden Betrug, diesen technisch verfeinerten Betrug, diesen Zirkulationsbetrug, diesen gesetzlich geschützten Betrug beseitigt habt, werdet ihr nicht glücklich sein.

Doch das nebenbei. Die Schwefelsäure kam mir auf. Ich mußte aufstoßen, es ging nicht anders.

Auch in Rußland, in Sowjetrußland gibt es noch viele

Blödigkeiten, Dummheiten und Schiefheiten, aber Großbanken gibt es nicht mehr. Denkt euch ein Land ohne Großbanken, ohne Privatgroßbanken, ohne Schnauzen, ohne den leisen Betrug, ohne die pestende Papierraschelei mit Zinsschwindel, ohne die kartothekisierte Wichtigtuerei mit Provisionsschwindel. Wenn nichts herrlich ist, das ist herrlich.

Noch einmal mußte ich es sagen. Wieder kam mir der Essig auf, wieder ging die Schwefelsäure hoch.

Plawnik führte mich durch alle Bureaus. Durch das Rohstoffverteilungsbureau, durch die statistische Abteilung, in der einer der bekanntesten Statistiker Rußlands sitzt (Gott strafe die Statistiker). Durch die Präsidialbureaus, das Großpräsidialbureau und das Kleinpräsidialbureau. Durch die Textilausstellung, die im Glawkgebäude untergebracht und sehr reichhaltig ist. Er führte mich an die Tür der Fachschule. Die besten Textillehrkräfte Rußlands dozieren hier vor Textilarbeitern, vor Leitungsaspiranten, Männern und Frauen. Ganz Rußland soll mit Technik, mit technischen Kenntnissen durchsetzt werden. Überall sind technische Schulen. Der Oberste Volkswirtschaftsrat hat eine technisch-wissenschaftliche Abteilung. Eine Zentralabteilung, die in das Land ausstrahlt mit Erfindungsausstellungen in Moskau, mit Ausstellungen der Produktionsmöglichkeiten Rußlands und mit vielen Instituten in Moskau und im Lande. Es ist erst ein Anfang wie fast alles in Sowjetrußland, aber es ist doch ein Anfang. Ich sah dort russische Erden, russische Säuren, Mineralien, Fabrikate, Ersatzstoffe. Alles erst ein Anfang, aber einmal muß man anfangen.

Dann führte mich Plawnik durch die Gewerkschaftsbureaus. Ich hatte eine Besprechung mit den Führern der Textilgewerkschaft. Man erklärte mir die Tarifpolitik, besonders die Prämienlohnpolitik. Es gibt eine langgestreckte Prämienstaffel. Die Tüchtigkeiten werden sozusagen taylorisiert.

In einer agronomischen Abteilung der Textilgewerkschaft wird die Bearbeitung des Fabrikackers geregelt.

In der Prochórow-Fabrik sah ich und hörte ich eine agronomische Versammlung. Ein Fachmann hielt dort Frauen und Männern kurz vor dem Landgang Vortrag über Kartoffelbau. Die Leute hatten die Geräte schon in der Hand. In einem großen Schuppen lag Saatgut. Es sollte gleich losgehen, vorher aber sollte noch Belehrung gegeben werden.

Plawnik führte mich weiter in die Redaktion der Gewerkschaftszeitschrift, des „Textilarbeiters", von da in eine Sonderabteilung für Arbeiterbekleidung. Die Kleider werden Arbeitern gegeben, die eine kleidungszerschleißende Beschäftigung haben.

Es ist Ordnung hier, Zirkelei, Abgegrenztheit, Ordnungswille, Regelungswille. Das ist nicht zu bestreiten.

IM DEUTSCHEN RAT.

Es gibt in Moskau einen Ungarischen Rat, einen Österreichischen Rat, einen Deutschen Rat usw. Sie erledigen hauptsächlich die Kriegsgefangenenangelegenheiten, die Heimkehrerangelegenheiten.

Der Deutsche Rat hat ein sauberes Bureauhaus und ein sauberes Wohnhaus. Depeschen, Statistiken, Bilder hängen im Treppengang des Bureauhauses. Oben ist ein großer Saal, in dem Schreibmaschinistinnen arbeiten, daneben ein breites Leitungszimmer.

Hier wird den ganzen Tag geschuftet. Es ist viel zu tun. Fortwährend ziehen jetzt die Heimkehrer durch Moskau, sammeln sich im Deutschen Rat, werden dort registriert, verpflegt, im Lazarett des Deutschen Rates behandelt.

Es ist sehr sauber im Deutschen Rat. Das Essen ist gut. Ich habe dort viermal gegessen. Mit Wonne denke ich an ein Linsengericht, ein dickes Linsengericht, ein herrliches Linsengericht, und mit gleicher Wonne an Stampfkartoffeln mit brauner Sauce und Bratfleisch.

Mit Dankbarkeit denke ich an das Automobil des Deutschen Rates, das mich durch die Stadt raste, wenn meine Ischiasstelzen nicht mehr wollten. Es ist ein

promptes Automobil, ein pünktliches Automobil, ein deutsches Automobil.

Das muß man dem Deutschen Rat in Moskau lassen: Ordnung hat er im Bau. Es kommt nichts weg, es wird nichts geklaut, aus den Bureauräumen nicht und nicht aus dem Wohnhause. Die Arbeitszeiten werden innegehalten und Arbeitsbeispiele werden gegeben. Die russischen Arbeiter können Beispiele gebrauchen. Im vorigen Winter gab der Deutsche Rat den Russen ein Holzhackebeispiel, von dem noch jetzt gesungen wird. In fernen Tagen wird man dieses Holzhackebeispiel, dieses Baumfällebeispiel noch besingen. Hier können die Russen lernen, wie man Geräte spart, wie man Werkzeug spart, wie man rationell arbeitet. Deutsche Arbeit ist deutsche Arbeit. Ich sage das nicht nationalistisch. Die Russen sagen es selbst. Die russische Arbeit muß sozusagen germanisiert werden. Sie braucht das dringend. Die Wirtschaftsführer in Rußland wissen das genau. Sie loben die deutsche Arbeit, sie sehnen sich nach der deutschen Arbeit. Deutsche Arbeit ist, geldwirtschaftlich gesprochen, Gold für Rußland.

Man gab mir außer den herrlichen Linsen, den Stampfkartoffeln, der braunen Sauce und dem Bratfleisch eines Abends Pfirsiche, eingemachte Pfirsiche aus dem fernen Stechsonnenosten. Es war ein unvergeßbarer Augenblick. Besten Dank für die Pfirsiche. Ich werde sie nie vergessen.

HEIMKEHRER.

Wenn der Abtransport bevorsteht, der Abtransport nach Deutschland, gibt es noch einmal eine Festversammlung. Eine Ansprache wird gehalten, Musik wird gemacht, es wird gesungen. Die Ankündigung geschieht in der „Roten Fahne", dem Wochenblatt des Deutschen Rates.

Der Vorsitzende bat mich, vor einem Heimkehrertransport zu sprechen. Ich sprach vor diesen Kameraden, die etwas von Deutschland hören wollten. Zuverlässiges, Lebenswichtiges. Die von Deutschland noch nicht viel

wußten. Manche von ihnen, die seit beinahe 6 Jahren die Heimat nicht gesehen hatten, hatten noch das alte Deutschland im Kopfe und im Herzen. Andere hatten ein verwischtes Bild. Auch sie begriffen das jetzige Deutschland noch nicht. Ich erzählte ihnen von der deutschen Wirtschaft. Sie standen ruhig, Männer und Frauen, denn auch in Rußland angetraute Frauen gingen mit nach Deutschland. Ein und eine halbe Stunde sprach ich, bis die Dämmerung dicker wurde. Aber sie standen ruhig, das jetzige Deutschland hineinschlingend, die neue Wissenschaft. Sie standen staunend, sie standen erschüttert. Es war nicht mehr das alte Deutschland, was sie nun sahen. Es war ein anderes Deutschland, ein schwieriges Deutschland, ein krampfendes Deutschland, ein bitter leidendes Deutschland. Ich mußte ihnen die deutsche Wirtschaft zeigen, wie ich sie sehe und wie sie auch wohl ist. Es hatte keinen Sinn, diese heimattrunkenen Menschen zu belügen, ihnen Hellfarbigkeiten zu geben. Man mußte ihnen das Land schildern, wie es ist. Es hat keinen Sinn, Unwahrheiten zu sagen. Niemals noch hat das Sinn gehabt. Sollte ich diese armen Menschen belügen?

Ich ging in den Versammlungsgarten am Deutschen Lazarett durch Gruppen. Durch Buntrockgruppen. Alle Waffengattungen der Friedenszeit waren zu sehen. Husarenschnüre, Ulanentaillenröcke, hellblaue Dragonertuche, dunkelblaue Infanteristentuche mit roten Kragen, mittelblaue Traintuche. Nur wenig Feldgrau. Es waren fast alles Soldaten, die man in den ersten Kriegsmonaten gefangen hatte. Gefangen hatte. Erst hier ging mir der Begriff auf. Man fängt Menschen, man setzt sie in Käfige, man umgattert sie, man bewacht und belauert sie, man behandelt sie wie eine Viehherde. Man hält Menschen gefangen. Solange es noch erlaubt ist, Menschen zu fangen, ist noch keine Freiheit in der Welt. Menschenfangen, das ist Menschenjagd, das ist Menschenpeitschen, das ist Menscheneinkerkern. Menschenunwürdig ist das alles. Es ist noch Mittelalter, es ist noch Altertum, es ist noch Urzeit, Neuzeit ist es nicht.

Ich sprach auf einer Moskauer Straße einen deutschen Soldaten, der aus Taschkent heimkehrte. Er erzählte mir von den furchtbaren Leibesqualen. Nicht von Ernährungsqualen, nicht von Hungerqualen. Aber es gibt andere Leibesqualen, es gibt Männerqualen, die furchtbarer sind als Hungerqualen.

Man hört hundert verschiedene Behandlungsurteile. Die einen waren zufriedene Siedler in Sibirien geworden, die anderen wurden von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt, haben gehungert. Viele Tausende sind gestorben, an Seuchen gestorben, an Zehrung gestorben. Seit der Oktoberrevolution waren die Gefangenen keine Gefangenen mehr. Sie waren frei. Aber auch seit dieser Zeit war nicht immer alles, wie es sein sollte. Denn der Wille der Sowjetregierung reichte nicht bis in jedes Hirn. Noch immer gab es Lagerkalamitäten und Beschwerdeursachen. Aber seit dem Oktober 1917 waren die Gefangenen keine Gefangene mehr. Ich sprach keinen, der das nicht lobend erwähnte. Manche arbeiteten viel und verdienten viel. In Moskau haben deutsche Arbeiter, die früher Kriegsgefangene waren, „schönes Geld" geschafft.

Wo ich Heimkehrer sprechen konnte, sprach ich sie. In Moskau auf der Straße, in den Bureaus des Deutschen Rates und auf der Rückfahrt noch, im Kriegsgefangenenlager zu Narwa.

Im Kriegsgefangenenlager zu Narwa, einem Gebäude von dicken Deutschordensmauern weit umgeben, sprach ich stundenlang mit Heimkehrern. Es waren alle Gattungen darunter: Gutmütige, Melancholische, Cholerische, Bescheidene, Überwichtige, alle Arten waren vertreten. Ich hatte den Eindruck: Rußland ist weit, und da Rußland weit ist, da Rußland ein Riesenland ist mit vielen Lebensunterschieden, mit vielen Gemütsunterschieden, hat fast immer der eine etwas anderes erlebt als der andere. Einige trauerten um gestorbene Kameraden, andere erzählten fast unberührt von den Seuchenschrecken, besonders von den Typhusschrecken. Sie schilderten mir Unkameradschaftlichkeiten, sie schimpften, sie brachten freundliche Erinnerungen vor. Sie sprachen mir von

ihren Akklimatisierungen, von den Anpassungen an die Lebensgewohnheiten. Wie sie ihre Wohnhäuser selbst erbaut, wie sie Bauern, Kaufleute, Schieber geworden waren. Sie jammerten über Teuerung oder lobten die niedrigen Preise der Gegenden, in denen sie gelebt hatten.

Aber alle waren heimatsehnsüchtig, alle waren frohgedrängt nach der Heimat. Viele waren fast heimatungläubig geworden und meinten, das Schiff, das morgen sie von Narwa abholen sollte, sei ein Märchen. Erst wollten sie deutschen Boden unter sich haben, dann erst wollten sie glauben, daß sie in der Heimat seien. Mütter warteten, Frauen warteten, Kinder warteten.

Es war eine traurige Sache. Es war eine herzanpochende Sache. Es war peinlich, frisch aus Deutschland gekommen, vor diese armen Menschen zu treten. Graubärte darunter, Weißbärte. Helle Soldatenmützen auf Vaterlocken, Soldatenmützen auf Greisenlocken, auf kahlgewordenen Köpfen. Diese Nachzügler, diese von „diplomatischen Erwägungen" oder sonstigen Dummheiten Zurückgehaltenen, die gar keine Menschen waren, weil sie nicht frei ziehen durften, dieser Rest des Weltkrieges war ein Jammer und eine Mahnung. Nicht noch einmal darf diese Biesterei sein, nicht noch einmal dürfen Grüntischheroen Menschen fangen oder Menschen in die Gefangenschaft hineinjagen, nicht noch einmal dürfen organisierte Menschenjagden veranstaltet werden. Diese Biesterei muß endlich aufhören. Dieser Klimbim, dieses Fahnengejuchze, dieses Geschmetter und diese Männerbrüste dürfen nicht mehr sein.

Drei Jahre, vier Jahre, fünf Jahre, sechs Jahre in einem Lande, in dem man nicht sein will. Jeder Mensch hat das Recht, zu leben, wo er leben mag, und die Ordnungssadisten sind eine unerhörte Anmaßung.

Man mag gegen Sowjetrußland sagen, was man will. Aber man muß zugestehen, man muß anerkennen: die Revolution hat vom ersten Tage an Gefangene nicht mehr gekannt, sondern nur noch freie Menschen. Die Freimenschlichkeit, die Fessellosigkeit wurde proklamiert. Ich weiß, was ihr dagegen sagen wollt. Ich weiß, daß auch

das erst ein Anfang war. Aber die russische Revolution hat angefangen. Das ist ihr unsterbliches Verdienst.

Wie könnt ihr nur noch einen Tag Leute in euren Ländern halten, die nicht in euren Ländern bleiben wollen, die in ihre Heimat wollen? Wie könnt ihr nur noch einen Tag Leute in Läger zwängen? Vermögt ihr zu atmen, zu essen, zu trinken, während noch Menschen gefangen sind?

Wir wollen den freiziehenden Menschen, den Heimatsmenschen in aller Welt. Wohin er kommt, soll seine Heimat sein, und will er nach seinem Mutterort zurückkehren, so soll man ihn nicht eine Minute binden. Ihr habt kein Recht, Menschen zu binden. Nur Götter hätten ein Recht, Menschen zu binden. Aber Götter gibt es nicht.

RÜCKFAHRT.

Am Nikolaibahnhof nahmen Beamte vom Kommissariat des Äußeren Abschied von den Mitgliedern der englischen Mission, Shaw und Turner. Ich glaube, sie überbrachten noch einen Abschiedsbrief Lenins. Es war, glaube ich, kein liebenswürdiger Brief. Es war ein eigenartiger Abschiedsbrief, ein leninischer Abschiedsbrief, mit einigen Derbheiten darin. Vielleicht haben die Engländer ihren Landsleuten von diesem Abschiedsbrief erzählt. Höflich war dieser Abschiedsbrief nicht. Aber Lenin meint, in Zeiten des wuchtigen Weltgeschehens dürfe man nicht höflich, sondern müsse wahrhaftig sein. Wahrhaftig sein, das heißt einfach so sein, wie man ist, einfach das sein, was man ist, einfach das sagen, was man denkt. Wahrhaftig sein heißt demnach nicht, Diplomat sein, sondern ganz das Gegenteil sein. Lenin ist nicht ohne Diplomatenkönnen, aber er ist doch kein Diplomat.

Wieder ging die Fahrt an den Waldversen vorüber, an den Grünkuppeln und Goldkuppeln, an tausend Eichendörffern, an Tannenwäldern, an Buchenwäldern, an Wiesen, den Wunderwiesen zwischen Moskau und

Petrograd. Wieder tranken wir Milch, für 125 Rubel einen Viertelliter, wieder schliefen wir im Sowjetwagen. Im bequemen Staatswagen, mit Bett, mit Tisch und ohne Hetzeile. Wieder ging es 20 bis 25 Kilometer in der Stunde, bis Petrograd.

Dann aber kam ein anderes Tempo hinein. Denn wir wurden einem Eilgüterzuge angekuppelt. Ein Salonwagen wurde zugeschoben und wir saßen, sprachen und tranken Tee mit russischen Eisenbahnern. Einer von ihnen war Mitglied der Zentralexekutivkomitees der russischen Eisenbahnergewerkschaft. Er trug mir einen Gruß an die deutschen Genossen auf. Ich grüße hiermit die deutschen Eisenbahner von ihrem russischen Kollegen und Genossen.

In 7 Stunden waren wir in Jamburg. Hier ging ein Elend los, ein Paßelend, ein Visumelend, ein Starrköpfigkeitselend, ein politisches Kleinlichkeitselend. Die Paßsache klappte noch nicht und die Esten wollten uns nicht reinlassen ins Land. Der Jamburger Stadtsowjet tröstete uns mit einem Fettessen, und ein Eisenbahner setzte uns Kartoffelpuffer vor. Aber wir wollten nach Hause, wir stampften, wir waren waggonmüde. Seeluft wollte ich haben, an die Heimatarbeit wollte ich, raus wollte ich aus dem Osten.

Raus mußte ich aus dem Osten, denn ich hatte mich überfressen. Nicht aus Fleischschüsseln, nicht aus Kaschaschüsseln, aber ich hatte mich kenntnisüberfressen. Meine Nerven waren völlig auf den Hund gearbeitet. Ich war materialüberschwanger, ich platzte fast, ich mußte raus aus dem Osten. Ich mußte von mir geben, gebären, Buchkinder kriegen, es war die höchste Zeit.

Wir kamen schließlich durch. Im Hafen von Reval lag wieder unser gutes Schiff. Ein anderer Kapitän, aber ein tüchtiger Kapitän. Kolbe heißt der Kapitän, der Minendurchsegler, der Klippenumfahrer. Mamsch heißt der Obersteward. Mamsch heißt er, aber er ist nicht so. Er ist ein fanatischer Messerputzer, ein Balancierer auf allen Dünungen, ein Tellertragekünstler, ein großartiger

Versorger. Mit Kolben und mit Mamsch sind wir über Helsingfors nach Stettin gefahren. Die Engländer fuhren über Stockholm. Sie hatten es eilig. Sie wollten schnell ihre Forderungen für Rußland einem großen Arbeiterkongreß unterbreiten, eine Resolution erwirken und die Regierung veranlassen, Farbe zu zeigen. Ich aber fuhr mit Kolben und Mamsch über Helsingfors nach Stettin. Vollgepfropft mit Rußlandwissen, heimatgedrängt, schon in Geburtswehen, umschnüffelt in Helsingfors. Wieder mit einigen sonderbaren Schiffsgefährten und mit einigen Abenteurern, von denen ich später vielleicht erzählen werde.

Wir fuhren durch weiße Nächte. Durch die weißen Nächte der finnischen Schären. Kennt ihr die weißen Nächte der finnischen Schären?

Das sind gar keine Nächte, das sind Gazewunder, das ist ewiges Licht, Milchlicht ist es, ganz zartes Milchfensterlicht. Eine Möwe, eine einzige breitgeflügelte Möwe fliegt über dem Kielwasser des Schiffes. Immer stiller wird die Stille. Du weißt nicht mehr, wie das Schiff fährt, ob du zurückfährst oder weiterfährst. Es plätschert an den Schiffswänden, als ob das Schiff stünde. Ringsum, an den Straßen, über die Straße hinaus, dichtgelagert, weitverteilt, oft in Meeren, oft in Buchten, in Kanälen, in Seitenflüssen liegend, in Wasserverbindungen, in Stichabzweigungen, siehst du alle die Wunder aus Stein, Tannen, von einer urweltlichen Baukunst hingestellt. Mit schweigenden weißen Steinen, schweigenden Häusern und schweigenden Lotsenfahnen.

Dann aber schießt die Sonne auf aus den Schären. Sie geht nicht auf, sie schießt auf wie ein dicker glühender Finger. Sie ist ganz plötzlich da, mit einem Ruck. Sie überrascht dich, plötzlich ist das Kielwasser ein langer, zitternder Goldstreifen. Langsam steigt sie dann auf, dann erst geht sie auf, die rote Sonne aus den Schären.

Durch zwei weiße Schärennächte fuhr ich, durch Glücksnächte, durch urweltstille Nächte, durch zarte

Milchnächte, durch warme Nordnächte. Zweimal sah ich die Sonne aufzucken aus den Schären, den dicken, glühenden Finger, das goldglitzernde Kielwasser. Zweimal sah ich um die Möwe, die breitgeflügelte Möwe, die schrägwiegende Möwe, die stolze Möwe, den zartmilchweißen Schleier der Schärennacht, rotbesäumt als die Sonne aufzuckte.

Dann erlebte ich in Stettin noch eine Denunziantenfrechheit, eine Spitzelunverschämtheit, und dann schrieb ich dieses Buch.

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35

In kurzem erscheint:

Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands

von

Dr. Alfons Goldschmidt

Umfang etwa 350 Seiten

Dieses Werk zeigt, auf Grund eingehender Studien in Moskau und zahlreichen Materials, zum erstenmal den Plan des Sowjetsystems in glänzender Darstellung.

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35

MENSCHHEITS DÄMMERUNG

SYMPHONIE JÜNGSTER DICHTUNG

HERAUSGEGEBEN VON KURT PINTHUS

ELFTES BIS ZWANZIGSTES TAUSEND

Dichtungen von Becher, Benn, Däubler, Ehrenstein, Goll, Hasenclever, Heym, Heynicke, van Hoddis, Klemm, Lasker-Schüler, Leonhard, Lichtenstein, Lotz, Otten, Rubiner, Schickele, Stadler, Stramm, Trakl, Werfel, Wolfenstein, Zech. / Mit den Selbstbiographien der Dichter und ihren Porträts von Kokoschka, Meidner, Lehmbruck, Engert, Schiele usw.

In solidem Pappband M. 18.—. In Halblederband M. 35.—

OSKAR LOERKE IN DER „NEUEN RUNDSCHAU": Nur einmal ist die Symphonie „Menschheitsdämmerung" als Ausdruck der Gegenwart gelungen. Kurt Pinthus ließ unter dieser Überschrift bei Ernst Rowohlt, Berlin, ein Buch erscheinen, in welchem die gesamte von ihm als wesentlich empfundene Lyrik unserer Zeit zur Totalität verschmilzt. Noch nie habe ich eine Auswahl von Dichtungen mit solcher Ergriffenheit gelesen.

PROF. GEORG WITKOWSKI IN DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE: Die Folge der Gedichte ist eine Kunstleistung von eigenem erheblichen Wert, dem genießenden Leser ebenso entgegenkommend wie dem forschenden. Der Text wurde mit typographischer Meisterschaft hergestellt, und das Papier samt dem leinenartigen Einband stellt das Beste dar, was heute in Büchern solcher Art geboten werden kann.

JUN 13 1921

947M85 G572

Goldschmidt.

Moskau 1920.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
1010651640

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35

GEORGE D. HERRON

DER PARISER FRIEDEN

UND DIE JUGEND EUROPAS

MARK 2.—

Professor George D. Herron, der politische Ratgeber Wilsons, wendet sich in seiner Schrift, die gleichzeitig in allen Weltsprachen erscheint, gegen den Vertrag von Versailles, sie ist das Bekenntnis der Schuld am Verrat der 14 Punkte. Die Kundgebung dieses Amerikaners, der im Weltkriege eine entscheidende politische Rolle gespielt hat, ist charakteristisch für den Umschwung der Geister in Amerika.

KARL FR. NOWAK

DER WEG ZUR KATASTROPHE

Mit einem Geleitwort des Feldmarschalls CONRAD VON HOETZENDORF

16. bis 25. Tausend · Geheftet M 10.— · Gebunden M 12.50

Neue Zürcher Zeitung: Jeder, der die Geschichte der letzten 5 Jahre verstehen will, muß dieses Buch gelesen haben.

Die Frankfurter Zeitung: Was Nowak an Tatsachen bringt, ist schlechthin erschütternd.

Minister a. D. Gothein über das Werk in der Hilfe: Ganz besonders uns Deutschen, die wir uns viel zu sehr daran gewöhnt hatten, die strategischen Leistungen unserer Heerführer als über alles Lob erhaben anzusehen, gibt es zu denken.

Kriegsminister a. D. Auffenberg: In knappen 300 Seiten wird die ganze, ungeheuere, ohne Analogon dastehende Kriegshandlung nicht nur entrollt, sondern auch kritisch beleuchtet.

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35